

Italienische Prosastücke

in

deutscher Uebersetzung.

Programm

der

königl. kath. Studien-Anstalt St. Stephan in Augsburg

zum

Schlusse des Schuljahres 1877/78

von

P. Bartholomäus Benetti,

kgl. Professor.



Augsburg.

Druck der Ph. J. Pfeiffer'schen Buchdruckerei.

1878.

Gau

6 (1878)



Inhalt.

	Seite
I. Cosmus von Medici. Von Machiaveli	5
II. Masaniello. Von Giannone	9
III. Kampf um Gibraltär 1782. Von Botta	15
IV. Lebensende Joachim Murats, Königs von Neapel. Von Botta	23
V. Das Erdbeben in Lissabon. Von Varetti	36
VI. Die Postlippogrotte, die Solfatara, die Sündsgrotte. Von Spallanzani	42
Nachrichten über die Schriftsteller	46

I.

Cosmus von Medici.

Von Machiavelli.

Cosmus war, ohne Krieger zu sein, der angesehenste, berühmteste Bürger, den nicht nur Florenz, sondern irgend eine andere merkwürdige Stadt jemals besaß. Er überragte nämlich nicht allein durch Ansehen und Reichthum, sondern auch durch Freigebigkeit und Klugheit Jeden seiner Zeitgenossen. Unter allen Eigenschaften, welche ihm den höchsten Rang in seiner Vaterstadt erwarben, waren seine Freigebigkeit und Prachtliebe die hervorragendsten. Der Beweis seiner Freigebigkeit zeigte sich noch nach seinem Tode, als sein Sohn Peter eine Untersuchung über sein Vermögen anstellen ließ. Es war nämlich kein irgend angesehener Bürger der Stadt, welchem Cosmus nicht bedeutende Summen vorgestreckt hatte. Er that dieses öfters auch, ohne darum ersucht worden zu sein, sondern kam angesehnen Männern zu Hülfe, wenn er sie in Verlegenheit wußte. Seine Prachtliebe zeigte sich in den zahlreichen, von ihm errichteten Gebäuden. Er ließ in Florenz Klöster und Kirchen nicht nur herstellen, sondern auch von Grund aus neu aufbauen. Er veranstaltete nicht nur den Bau herrlicher Altäre und Kapellen, sondern versah sie auch mit Gewändern und allem dem Gottesdienste zukommenden Schmucke. An diese Cultusgebäude reihten sich seine Wohnhäuser, Eines in der Stadt mit der eines so großen Bürgers würdigen Ausstattung, und vier Andere außerhalb der Stadt, die nicht Privatwohnungen, sondern königlichen Palästen glichen. Weil es ihm nicht genügte, durch die Herrlichkeit seiner Gebäude in Italien bekannt zu sein, veranstaltete er auch in Jerusalem die Gründung einer Herberge für arme und kranke Pilger. Auf alle

diese Gebäude verwendete er eine ungeheure Geldsumme. Obwohl diese Bauten und alle seine Werke etwas Königlichcs hatten, und er allein in Florenz der Gebieter war, so wußte er doch mit so kluger Mäßigung sein Verhalten einzurichten, daß er niemals die Grenzen bürgerlicher Bescheidenheit überschritt. Denn im gesellschaftlichen Umgang, beim Ausreiten, in seiner ganzen Lebensart und in den Familienverhältnissen zeigte er sich allzeit wie ein einfacher Bürger. Er hatte nämlich die Ansicht, daß alles Ungewöhnliche, welches immer zur Schau getragen wird, viel mehr den Neid der Menschen erregt, als das wirklich Außerordentliche, welches unter bescheidenem Anstand sich verbirgt. Kein Mann seiner Zeit, weder in monarchischen noch Freistaaten, erreichte ihn an Staatsklugheit. Daher kam es, daß er im Wechsel der Geschicke, unter einer so veränderlichen, unbeständigen Bevölkerung einunddreißig Jahre seinen Platz behauptete. Vermöge seiner großen Klugheit erkannte er schon von ferne die Uebel und Gefahren, und war rechtzeitig vorbereitet, sie entweder nicht aufkommen zu lassen, oder sie für sich unschädlich zu machen, wenn sie wirklich herantraten. So kam es, daß er aller ehrgeizigen Bestrebungen nach innen und außen Herr wurde, und nicht wenige Machthaber so glücklich und klug besiegte, daß Jeder, der sich ihm oder seiner Vaterstadt angeschlossen, dem Feinde gewachsen oder überlegen war, seine Widersacher aber Zeit, Geld und Macht einbüßten. Die Schwierigkeiten, auf welche er innerhalb und außerhalb der Stadt stieß, endeten ihm zum Ruhme, zum Nachtheil seinen Feinden. Daher vermehrte sich durch die bürgerlichen Zwistigkeiten in Florenz seine Macht und durch die auswärtigen Streitigkeiten sein Einfluß und sein Ansehen. —

Er wurde geboren im Jahre 1389 am Feste der Heiligen Cosmas und Damian. Seine Jugendzeit war voll von Drangsalen, wie seine Verbannung, Gefangenschaft und Todesgefahr beweisen. Von der Kirchenversammlung zu Constanx, wohin er sich mit Papsi Johann begeben hatte, mußte er, um sein Leben zu retten, verkleidet entfliehen. Allein seit dem vierzigsten Lebensjahre lebte er in ungestörtem Glücke. Sowohl seine Anhänger in Staatsangelegenheiten, als auch Diejenigen, welche in Geldgeschäften mit ihm verkehrten, nahmen Theil an seiner Wohlfahrt und erwarben sich bedeutende

Reichthümer. Obwohl er auf Herstellung von Kirchen und auf Wohlthaten fortwährend große Summen verwendete, beklagte er sich doch zuweilen bei seinen Freunden, daß er niemals soviel zur Ehre Gottes auszugeben vermöge, um Ihn zu seinem Schuldner machen zu können.

Cosmus von Medici war ein Mann von gewöhnlicher Leibesgröße, von dunkler Gesichtsfarbe und ehrwürdigem Aussehen. Ohne gelehrt zu sein, besaß er große Beredsamkeit und natürlichen Verstand. Gegen seine Freunde war er gefällig, mitleidig gegen die Armen, im Umgange bescheiden, vorsichtig in Berathungen, rasch im Ausführen; seine Reden und Antworten waren treffend und ernst. Als ihn wenige Stunden vor seinem Tode seine Gattin fragte, warum er die Augen verschlossen halte, erwiderte er: um sie daran zu gewöhnen. Auch die Gelehrten erfreuten sich seiner Freundschaft und Gunst. Er brachte den Argyropolos, einen der gelehrtesten Griechen jener Zeit, nach Florenz, um durch ihn die Jugend dieser Stadt in der griechischen Sprache und in andern Wissenschaften unterrichten zu lassen. Den Marsilius Ficinus, den zweiten Vater der platonischen Philosophie, liebte Cosmus vorzüglich, und damit dieser Gelehrte bequemer seinen Studien sich widmen und er häufiger seines Umgangs sich erfreuen könnte, schenkte er ihm ein Landgut in der Nähe seiner eigenen Besitzungen. Wegen dieser Klugheit, dieser Reichthümer und Macht war Cosmus bei den Bürgern von Florenz gefürchtet, und stand in hoher Achtung bei den Fürsten Italiens und Europas. Seinen Nachkommen hinterließ er eine so festbegründete Macht, daß es ihnen möglich war, an kräftiger Wirksamkeit ihm gleichzukommen, an Glück ihn weit zu übertreffen, und das Ansehen, in welchem Cosmus stand, nicht nur in Florenz, sondern in der ganzen Christenheit zu behaupten. Nichtsdestoweniger trafen ihn in den letzten Lebensjahren schwere Unfälle. Von seinen zwei Söhnen, Peter und Johann, starb dieser, auf welchen er das meiste Vertrauen setzte. Der Andere war kränklich, und daher zu Privatgeschäften und Staatsangelegenheiten weniger geeignet. Deswegen äußerte Cosmus, als er sich nach dem Tode seines Sohnes durch den Palast tragen ließ, mit Seufzen, das Haus sei zu groß für eine so kleine Familie. Seinem

hohen Sinne machte es auch Kummer, weil er den Staat von Florenz nicht durch eine ehrenvolle Gebietserweiterung vergrößert hatte. Außerdem fühlte er sich durch Kränklichkeit außer Stande, die öffentlichen und eigenen Angelegenheiten mit der alten Sorgfalt leiten zu können, und fürchtete daher für die Einen wie für die Andern Nachtheil und Verfall. Alles dieses verursachte ihm in seinen letzten Tagen viele Unruhe. Dessenungeachtet starb er reich an Ehre und hochberühmt. Von der Stadt und von auswärts, von allen Bürgern und christlichen Fürsten empfing Peter von Medici Beileidsbezeugungen über das Hinscheiden seines Vaters. Cosmus wurde mit großer Pracht unter Begleitung aller Bürger in der St. Lorenzkirche bestattet, und erhielt durch Staatsbeschluß den Namen Vater des Vaterlandes. —

II.

Masaniello.

Von Giannone.

Die Gluthen des Vesuv waren nie so gewaltig, wie die Flammen der Empörung, die über Neapel zusammenschlugen. Die Spanier hatten im Reiche Neapel ihre vorzüglichsten Bertheidigungsmittel vereinigt, denn das fruchtbare, reiche Land lieferte Geld und Mannschaft für jede Provinz, die von Feinden bedroht war. Die Ergiebigkeit und der Wohlstand hätte auch für die Bedürfnisse hingereicht, wenn nicht die Habgier der Beamten durch immer größere Erpressungen selbst die reichen Gaben der Natur erschöpft und geplündert hätte. Weil aber in Spanien derjenige Vicekönig am meisten galt, der möglichst viel Geld beitreiben konnte, so gab es keinen Kunstgriff, den man nicht anwendete, um die zur Bestimmung der Abgaben nothwendige Zustimmung des Adels und des Volkes zu erhalten und möglichst große Summen zu bekommen. Man verkaufte die Zölle an die Meistbietenden, und machte dadurch die fortdauernden Lasten und Erpressungen immer drückender. Weil die Käufer keine Inländer, sondern meistens äußerst gewinnflüchtige Genuessen waren, die sich um die Drangsale des armen Volkes nicht kümmerten, so fehlte es an keiner Art hartherziger Unterdrückung. Man wußte endlich keine neuen Auflagen mehr zu finden, und doch wuchs die Noth immer mehr. Als nämlich die Franzosen Orbitello angriffen und Portolongone einnahmen, waren zur Abhülfe und zur Bertheidigung allseitige Vorkehrungen nothwendig geworden. Der Vicekönig, Herzog von Arcos, befand sich in äußerster Geldverlegenheit zur Aufbringung neuer Truppen und Erhaltung der Seemacht. Da die Summen nicht hinreichten,

welche er ohne Auflegung neuer Steuern durch die schon erwähnten Mittel zu bekommen dachte, so entschloß er sich zur Berufung eines Parlaments. Auf diesem setzte er die Bedürfnisse der Krone auseinander, zeigte die Nothwendigkeit eines kriegstüchtigen Heeres wegen der lästigen Nachbarschaft der Franzosen, die sich in Toskana eingenistet hatten, und erreichte die Bewilligung einer Million Dukaten. Um aber baares Geld zu bekommen, mußte man das verhasste Mittel der Zölle anwenden. Unkluger Weise vergaß man zu bald, was sich unter dem Grafen von Benavente während dessen Regierung ereignet hatte. Man legte eine Abgabe auf die Früchte, die schon früher verfügt worden und dann wegen der schwierigen Art der Ausführung wieder aufgehoben wurde. Diese Abgabe war dem Volke um so mehr zuwider und fühlbar, als es bei der Fruchtbarkeit des Landes in dem heißen Klima, vornehmlich im Sommer, fast nur von Früchten sich nährte. Da alle andern Gegenstände in einem Grade besteuert waren, daß man es nicht höher treiben konnte, so gaben die Stände die Einwilligung, und der Vicekönig ergriff dieses Auskunftsmittel. Aber kaum war am 3. Januar 1647 das Edikt über die Eintreibung der neuen Abgabe veröffentlicht worden, als das Volk zu murren und lärmend sich zusammen zu rotten anfang. So oft der Vicekönig ausfuhr, umgab die Menge seinen Wagen, und forderte mit lautem Geschrei die Aufhebung der Steuer. Man hörte halblaute Drohungen, man fand Zettel angeschlagen, auf welchen Verwünschungen über die Verordnung zu lesen waren, und in einer Nacht wurde das mitten auf dem Markte gelegene Steueramts Haus angezündet. Der Vicekönig, welcher die Entstehung größerer Unordnungen und Frechheiten besorgte, veranlaßte eine Berathung der Stände zur Aufhebung der Steuer und zur Befriedigung derjenigen, welche auf diese Steuer hin Geld gegeben hatten. Man dachte, andere, weniger lästige Auflagen anordnen zu können. Allein es zeigte sich keine Möglichkeit wegen der damit verbundenen großen und neuen Schwierigkeiten. Alle berathenden Versammlungen hatten keinen Erfolg, und um so mehr hörte man aufrührerische Reden des Volkes. Es fehlte auch nicht an Unzufriedenen, welche das Feuer noch mehr anschürten. Einer der Unruhestifter war ein Geistlicher,

Namens Julius Genuino, welcher zahlreiche, ebenso mißvergnügte Männer seines Standes zu seinen Anhängern machte. Unter dem gemeinen Volke erhob sich ein gewisser Thomas Aniello aus Amalfi, gewöhnlich Masaniello genannt. Er war ein ganz junger Mensch aus niedrigem Stande, im Dienste eines Fischhändlers, bei dem er Papierdüten zum Einwickeln der Fische verkaufte. Dabei war er lebhaft und kühn, sowie äußerst erbittert über die Mißhandlung, welche die Zolleinnehmer seinem Weibe zugefügt hatten, die ertappt worden war, als sie in einem Strumpfe Mehl einschmuggeln wollte. Er drohte, Rache dafür zu nehmen, und suchte eine Gelegenheit, an einem Feste, welches die Karmeliten in der Mitte des Juli zu feiern pflegten, mitten auf dem Markte einen Aufstand zu erregen. Zu diesem Zwecke versah er unter dem Vorwande eines Belagerungsspiels, welches am Feste gegeben werden sollte, mehrere Bursche mit Gewehren. Das Geld hatte ihm der Karmeliter Savino gegeben, welcher entweder aus eigener feindseliger Gesinnung oder durch Eingebung der Unzufriedenen ganz besonders den Masaniello reizte und antrieb, an die Spitze des beabsichtigten Aufstandes zu treten. Aber man brauchte nicht die Hälfte des Juli abzuwarten, denn schon am siebenten dieses Monats gab ein geringer, unvorhergesehener Zufall die Veranlassung zum Ausbruche. Einige Landleute aus Pozzuoli hatten am Morgen dieses Tages mehrere Körbe mit Feigen auf den Markt gebracht. Die Steuereinnehmer forderten sie zur Bezahlung auf. Darüber entspann sich ein Streit zwischen den Verkäufern und Käufern, wer die Abgabe bezahlen sollte. Ein gewisser Andreas Naucerio, welcher dazu kam und vom Volke als Schiedsrichter aufgestellt wurde, sprach sich dahin aus, daß diejenigen bezahlen müßten, welche die Früchte in die Stadt gebracht hätten. Einer der Bauern, der kein Geld hatte, schüttete unter Verwünschungen einen Korb voll Feigen auf den Boden und zertrat dieselben in voller Wuth. Viele liefen herbei, um sie aufzuheben, die Einen lachend, die Andern zornig, aber Alle voll Mitleid mit dem Armen und ergrimmt über die Veranlassung. Auf den Lärmen kam Masaniello und andere mit Flinten bewaffnete Leute herbei, und von ihm aufgereizt begannen alle das Zollhaus zu plündern und die Beamten mit

Steinwürfen zu verjagen. Dadurch erhitzt, durch Einigkeit und Zahl ermuthigt, fielen sie über alle andern Zollstätten her. In blinder Wuth, ohne die Veranlassung zu wissen und das Ende zu bedenken, eilten sie zum Palast des Vicekönigs, den sie ihres Gehorsams gegen den König versicherten, aber über die schlechte Regierung schmähten. Die Wachen lachten über diese kindische Aufregung, und leisteten keinen Widerstand. Der bestürzte Vicekönig machte die Sache noch schlimmer, indem er verschwenderisch Gunstbezeugungen jeder Art gewährte. So wurde die Frechheit der Menge immer größer, und als die Reckten sich anschickten, den Palast zu plündern, versuchte der Vicekönig, sich in's Castellnuovo zu retten. Allein hier fand er die Zugbrücke aufgezo- gen, und rathlos aus Furcht, wohin er sich wenden sollte, fuhr er im geschlossenen Wagen eilends in das Castell dell' Uovo. Jedoch entdeckte ihn der Pöbel, und hätte beinahe Hand an ihn gelegt, wenn er sich nicht in das Kloster St. Ludwig geflüchtet hätte. Auch dieses gelang ihm nur dadurch, daß er eine Strecke weit Goldmünzen auswarf, um seine Verfolger aufzuhalten. Von seinem Zufluchtsort aus erließ er Verordnungen zur Abschaffung der neuen Besteuerung der Früchte. Aber trotzdem wuchs der Aufstand wie ein verheerender Strom, wobei die Räufelührer dem Pöbel Verschiedenes einflüßerten, und mit lautem Geschrei verlangten, man müsse alle Zölle aufheben und dem Volke das Privilegium Karls V. herausgeben. *) Diejenigen, welche diese Forderung stellten, wußten aber selbst nicht, wo dieses Document sei, und was es enthalte. Es war nämlich während der langen, ohne Widerseßlichkeit von den Unterthanen ertragenen Herrschaft der Spanier jede Erinnerung an ein begünstigendes Vorrecht verschwunden, und es wurde mit unumschränkter Willkür geschaltet. Während dieser Bewegung eilte der Erzbischof, Cardinal Filomarini herbei, um den Aufstand zu beschwichtigen, und zwischen dem Vicekönig und dem Volke den Vermittler zu machen. Der Vicekönig befand sich in jener gefähr- vollen Lage, wo die Strenge, wie die Nachgiebigkeit verderblich

*) Es war dies eine Urkunde, in welcher Karl V. bestimmt hatte, daß ohne besonderes Decret des Monarchen keine Abgabe im Königreich Neapel eingeführt werden durfte.

sein, wo unbedingte Verweigerung und vollständige Nachgiebigkeit verhängnißvoll werden kann. Er hielt es endlich für das Beste, dem Erzbischof ein Blatt zu übergeben, in welchem er all ihr Begehren zu erfüllen versprach, mit der Hoffnung, daß die Empörung aufhöre, der Pöbel auseinandergehe und schnell vollständige Ordnung und Ruhe wiederkehre. Aber es trat das Gegentheil ein, weil die Menge, von den Wahngelbilden der Freiheit verwirrt, ohne zu wissen, was sie wollte, immer mehr forderte; weßhalb das Uebel durch die Heilmittel ärger wurde und durch Beschwichtigungsversuche sich verschlimmerte. Der tödtliche Haß, den das gemeine Volk schon lange gegen den Adel hegte, brach nun hervor. Die Empörer eilten durch die Straßen, erschlugen einige Herren, steckten die Häuser Anderer in Brand, erklärten die Angesehensten in die Nacht, und rühmten sich, alle vertilgen zu wollen, so daß die Stadt in Gefahr schwebte, eine Stätte des Mordes und der Verwüstung zu werden. Und doch wähnte das thörichte Volk, dem Könige die Treue zu bewahren, und nur die schlechte Regierung zu verbessern, so wie die Mißhandlungen zu rächen, welche es von hochmüthigen Adelligen und schlimmen Ministern erduldet hatte. Masaniello, zerlumpt und halbnackt, hatte seinen Platz auf einem Brettergerüste, als Scepter ein Schwert, hinter sich 150,000 Menschen, verschieden bewaffnet, aber alle fürchtbar, und leitete alles mit unumschränkter Macht. Als Haupt und Seele der Empörung, gab er die Forderungen an, legte Stillschweigen auf und ordnete die Bewegungen. Als ob das Geschick Aller in seiner Hand wäre, stiftete er mit Winken und Blicken Mord und Brand, und wohin er deutete, fielen Köpfe und flogen Flammen empor. Durch die Vermittlung des Erzbischofs hatte sich der Vicekönig bewegen lassen, dem Volke das geforderte Privilegium zu übergeben und einen förmlichen Vertrag zu schließen, durch welchen die nach dem von Karl V. gewährten Privilegium geforderten Auflagen abgeschafft und neue Steuern für die Zukunft untersagt wurden. Man gestattete dem Volke gleiches Stimmrecht mit dem Adel, versprach allgemeine Amnestie und erlaubte, daß drei Monate lang, während die Bestätigung des Königs erwartet wurde, das Volk die Waffen behalten durfte. Alle diese Punkte wurden in der Karmelitenkirche feierlich beschworen, und so kehrte eine Zeit lang

ein friedlicher Zustand zurück. Masaniello und seine Frau wurden vom Vicekönig und dessen Gemahlin mit maßlosen Ehren überhäuft. Von Stolz aufgeblasen verwirrte sich sein Verstand, und Nachtwachen nebst Weingenuß machten ihn wahnsinnig. Da er den Seinen unerträglich und gegen Alle grausam wurde, so ermordeten ihn einige Leute, welche am 16. Juli im Karmelitenkloster ihm aufslauerten, und das nämliche Loos traf Einige seiner Vertrauten. Als man sah, daß sein Tod auf das Volk keinen Eindruck machte, welches vielmehr beim Anblick seines auf einen Pfahl gesteckten Kopfes sich zu freuen schien, glaubte man an die Rückkehr allgemeiner Ruhe und Ordnung. Weil aber Einige aus dem Volke von unklugen Adelligen mißhandelt, und Tags darauf thörichter Weise das Gewicht des Brodes vermindert wurde, erneuerte sich der Aufstand mit solcher Wuth, daß man Masaniellos Leichnam ausgrub, den Kopf an den Rumpf flügte, und mit angezündeten Kerzen umgeben in der Karmelitenkirche ausstellte. Der Zulauf und die Neugierde des Volkes hörte nicht auf, bis man ihn auf die feierlichste und prächtigste Weise, wie einen Oberbefehlshaber, bestattete. Unverzüglich besetzte das Volk den Thurm des Karmelitenklosters und bemächtigte sich anderer günstiger Plätze, um den Hafen zu beherrschen und sich den Batterien der Feste zu widersetzen. Der Vicekönig zog sich ins Castel nuovo zurück, welches er von Allem entblößt fand. Und so stand es auch überall, denn zur Deckung anderer Bedürfnisse hatte der Vicekönig die Obhut und die Bewachung der Stadt und des Reiches geschwächt. Es fehlte an Geld, man wagte nicht mehr die Steuern einzutreiben, und Alle verweigerten mit gleicher Reckheit die Bezahlung der Abgaben. Die Soldaten waren schon nach Mailand geschickt worden, und einiges aus der Umgegend herbeigerufene Fußvolk wurde von den Aufständischen auf dem Wege geschlagen oder zerstreut. Nachdem sich der Ruf von den in der Hauptstadt errungenen Erfolgen in den Provinzen verbreitet hatte, so traten auch hier bei überall gleichen Veranlassungen die gleichen Wirkungen ein. Ueberall schüttelte man das Joch der Steuern ab, das Volk erhob sich gegen den Uebermuth des Adels, und allenthalben herrschte Aufruhr und Gewaltthat.

III.

Kampf um Gibraltar 1782.

Von Botta.

1.

Die Festung Gibraltar liegt auf einem Felsen, welcher wie eine Erdzunge von der Küste Spaniens eine Meile weit von Norden nach Süden sich erstreckt und in ein Vorgebirge ausläuft, die Landspitze Europas genannt. Der Gipfel des Felsens erhebt sich tausend Fuß über den Meeresspiegel. Die Seite gegen Osten, welche sich gegen das mittelländische Meer wendet, besteht aus natürlichem Gestein, und ist so rauh und abhüssig, daß eine Ersteigung durchaus unmöglich ist. Auch die Landspitze besteht aus natürlichem Felsengestein, senkt sich, und endet in eine Fläche, welche zwanzig Fuß über dem Meeresspiegel liegt, woselbst die Engländer eine Batterie von zwanzig langen Geschützen aufgepflanzt hatten, welche in horizontaler Richtung schossen. Rückwärts von der Landspitze erweitert sich das Vorgebirge und bildet dann höher eine zweite Fläche, welche über die erste emporragt. Dieser Raum ist groß genug, um den Soldaten die zur Vertheidigung des Platzes erforderlichen Bewegungen, Zurüstungen und Uebungen zu gestatten. Weil hier der Abhang weniger steil ist, und das Ersteigen leicht wäre, haben die Engländer hier fortlaufende Wälle errichtet und den Rand der Fläche mit einer fünfzehn Fuß hohen und dicken Mauer umgeben, und Alles mit zahlreichen Kanonen geschützt. Außerdem ist hinter der Fläche ein verschanztes Lager, wo die Truppen einen sichern Zufluchtsort und Standpunkt finden können, falls sie aus den äußern Vertheidigungswerken weichen müßten. Von diesem Platze führt ein Weg zu einem noch höhern, der

zwischen steilen Felsen liegt, wo die Quartiere der Besatzung waren. An der Westseite des Vorgebirges liegt lang und schmal hingestreckt die Stadt Gibraltar, welche seit der letzten Beschießung der Festung beinahe ganz zerstört worden war. Sie ist gegen Süden von einer Mauer umgeben, gegen Norden von einer alten Bastei, das Castell der Mauren genannt; auf der Vorderseite gegen das Meer ist eine fünfzehn Fuß dicke Brustwehr, welche durch eine Reihe Battereien geschützt wird, die den Wasserspiegel bestreichen können. Hinter der Stadt erhebt sich der bis zum Gipfel sehr steile Berg. Zur größern Sicherung dieser Gegend haben die Engländer zwei dem Meere sich nähernde Werke angelegt, welche mit furchtbaren Feuereschlünden versehen sind. Das erste, gegen Norden liegende Bollwerk nannte man den alten, das zweite den neuen Damm. Damit nicht zufrieden errichtete man vor dem alten Damm und dem Castell der Mauren zwei durch einen Mittelwall verbundene Basteien, deren Abhang wohl mit Minen versehen war. Der Zweck dieser Befestigungen bestand darin, mit den daselbst aufgestellten Geschützen den schmalen Landstrich, der zwischen der See und dem Felsen sich hinzieht, und vom Festlande Spanien aus einen Zugang zur Festung gestattet, bestreichen zu können. Etwas weiter wurde das Wasser vom Meere aus durch Dämme und Schleusen hergeleitet, wodurch eine Art von See gebildet wurde, der viel zur Sicherung des Ortes beitrug. Der auf der spanischen Seite gegen Norden liegende Felsen, der an Höhe jeden andern Punkt übertrifft, liegt dem Felde St. Rocco gegenüber, wo die von der Landseite belagernden Franzosen und Spanier ihr Lager hatten, und ist an den geeignetsten Stellen mit einer Unzahl von Kanonen versehen, welche von der Höhe ihr Feuer gegen das Lager richten können. So wurde diese ganze Gegend ein sehr sicherer Vertheidigungspunkt. Zwischen der Erhöhung, welche durch das Vorgebirge von Gibraltar und die Küste Spaniens gebildet wird, befindet sich ein Einschnitt, den man den Meerbusen von Gibraltar oder von Algesiras nennt. Am westlichen Ufer dieses Golfes liegt die Stadt Algesiras mit einem Hafen. Die Besatzung zählte wenig mehr als 7000 Soldaten und ungefähr 250 Offiziere. Das war die Beschaffenheit der Festung, gegen welche die spanische Monarchie im Wettstreit für die Ehre

der Krone einen großen Theil ihrer Streitkräfte zum Kampfe führte, von Frankreichs mächtigem Beistande unterstützt. Die beiden verbündeten Monarchen glaubten, daß die Einnahme dieser Festung das Ende des Krieges zur Folge haben werde. Um die Eroberung mit größerer Ruhe und mit mehr Sicherheit zu erreichen, wurde der Herzog von Crillon damit betraut, dem der vorhergegangene Sieg so viel Ehre gebracht hatte, und allgemein war die Hoffnung, der Eroberer Minorcas werde auch der Bezwinger Gibraltars sein. Die Vorbereitungen waren groß, ja außerordentlich, und bisher unerhört. Mehr als 1200 Kanonen des größten Kalibers waren bereit, von allen Seiten gegen die Festung zu donnern, und so groß war die Menge des Pulvers, daß man über 80,000 Fässer verfügen konnte, wozu noch die gehörige Zahl von Kugeln und Bomben vorrätig war. Vierzig flache Fahrzeuge mit großen Geschützen, die Hälfte eben solcher Schiffe mit ungeheuren Mörsern standen bereit, von der Seite des Golfs die Besatzung zu belästigen. Fünfzig hohe, theils französische, theils spanische Schiffe mit furchtbarer Ausrüstung dienten zur Deckung und Verstärkung. Zu den schwereren Schiffen waren Fregatten und andere leichte Fahrzeuge beigegeben, um im Nothfalle denselben Unterstützung und Verstärkung zu bringen, und an günstigen Stellen bei gegebener Gelegenheit sich mehr der Festung nähern zu können. Außerdem hatte man aus allen Theilen Spaniens mehr als 300 Rähne herbeikommen lassen, welche mit den schon in Algésiras vorgefundenen eine ungeheure Menge ausmachten. Sie sollten während des Angriffs den Kriegsschiffen das Nöthige zuführen, und nach Niederschmetterung der Verschanzungen die Truppen an's Land bringen.

2.

Nach langen Berathungen wurde einstimmig gebilligt, die scharfsinnige und großartige Erfindung des Herrn von Argon, Obersten des französischen Geniecorps, in Anwendung zu bringen. Er hatte sehr sinnreiche Maschinen erbaut, welche man schwimmende Batterien nannte, die weder von Vollkugeln durchbrochen, noch von Sprengkugeln entzündet werden konnten. Den erstgenannten Zweck erreichte man durch die ungemeine Dicke der Wände dieser Batterien,

den andern durch eine Hülle, die sie von allen Seiten umgab, wo sie den Schüssen ausgesetzt waren. Die Batterieen waren mit dicken Balken und mit einer dicken Korkschichte bedeckt, welche lange in's Wasser getaucht und davon ganz durchfeuchtet worden war. Ueberdies war im Innern der Bedeckung der ganzen Breite nach, wie eine dichte Hülle, eine Lage feuchten Sandes. Alles dieses genügte dem geistvollen Erfinder nicht, und um seine Maschinen noch wirksamer vor Feuergefähr zu behüten, hatte er die meisterhafte Einrichtung getroffen, daß durch alle Theile mit Leichtigkeit Wasser geleitet werden konnte. Allenthalben waren im Innern Kanäle und Röhren angebracht, und durch zahlreiche, aus dem Meere schöpfende Pumpen konnte man reichliches Wasser schöpfen und weiter leiten, wie im menschlichen Körper das Blut vermittelst des Herzens in alle Aderu sich ergießt. Wenn es auch vorgekommen wäre, daß eine glühende Kugel in's Innere gedrungen wäre, so hätte diese eine oder zwei Röhren zerschmettert, wobei das reichlich hervorströmende Wasser das Brandgeschloß ausgelöscht hätte, so daß durch diese geschickte Vorkehrung der beabsichtigte Schaden gleichsam selbst das Gegenmittel darbot. Um die schwimmenden Batterieen gegen das Einschlagen der Bomben und die Bedienungsmannschaft der Kanonen gegen Kartätschen und Kugeln sicher zu stellen, hatte sie Argon mit steilen Dächern versehen lassen, über welche die Wurfgeschosse, ohne Schaden anzurichten, herabgleiten und in's Meer fallen sollten. Alle diese Maschinen waren auf große Schiffskörper von 600—1400 Tonnengehalt gestellt, zu welchem Ende von den Schiffen alles Takelwerk und sonstige Rüstzeug entfernt worden war. Diese schwimmenden Batterieen, zehn an der Zahl, trugen im Ganzen 154 mächtige Positionsgeschütze und die Hälfte eben solcher Kanonen als Reserve zur Ablösung.

3.

Der dreizehnte September des Jahres 1782 war durch höhere Fügung zu einem Kriegsschauspiele bestimmt, wie kein ähnliches in der Geschichte erzählt wird. Außerordentlich war die Hartnäckige Tapferkeit beider Parteien, eigenthümlich die Art der Streitmittel, furchtbar der Gang des Kampfes, ruhmwürdig die von den Siegern

am Ende geübte Menschlichkeit. Bei der schon vorgerückten Jahreszeit und der Besorgniß der Verbündeten, der Admiral Howe, welcher schon herannahte, möchte der Festung wirksamen Beistand leisten, beschloß man, nicht länger zu säumen, sondern den beabsichtigten Sturm zu unternehmen. Die Landgeschütze, die schwimmenden Battereien, die Flotte und die Kanonenboote sollten miteinander zu gleicher Zeit ihr Feuer gegen den Platz eröffnen. Es war die Anordnung getroffen, daß die Belagerten vom Fels St. Rocco aus mit heftigen Bogenschüssen angegriffen, und durch die einschlagenden und rückprallenden Kugeln aus ihren Stellungen getrieben werden sollten. Die schwimmenden Battereien stellten sich längs der vor dem Golfe liegenden Mauer in Schlachtordnung, wobei sie sich vom alten Hafendamm bis zum neuen ausdehnten. Die mit Kanonen und Mörsern versehenen Boote nahmen ihren Platz an den beiden Flügeln der schwimmenden Battereien, um die englischen Geschütze, welche die am Strande liegenden Befestigungen vertheidigten, angreifen zu können. Die unterdessen sich dahin und dorthin bewegend Flotte hatte den Auftrag, die Feinde an solchen Punkten zu beunruhigen, wo der Wind und der Verlauf des Gefechtes passende Gelegenheit darbieten würde. Nach diesen Vorkehrungen waren auf einem und demselben Punkte mehr als 400 Feuerschlünde zur Beschießung der Festung bereit. Der englische Befehlshaber Elliot hatte treffliche Maßregeln zur Abwehr getroffen. Die Soldaten waren auf ihren Posten, die Kanoniere mit brennenden Lunten bei ihren Stücken, und in zahllosen Defen wurden Kugeln glühend gemacht. Morgens sieben Uhr setzten sich die zehn schwimmenden Battereien unter Führung Don Morenos in Bewegung. Um neun Uhr kamen sie heran, und stellten sich vom alten bis zum neuen Hafendamm den Mauern der Festung gegenüber. Das Schiff Don Morenos nahm vor der Königshaftei Stellung; rechts und links davon reiheten sich die Andern mit großer Ordnung und Sicherheit an. Furchtbar krachten und donnerten die beiderseitigen Geschütze. Vom Lande, vom Meere, vom Felsen her ergoß sich ein Regen von Kugeln, Bomben und Brandgeschossen; entsetzlich war die Wirkung der glühenden Kugeln, die von Elliot so hageldicht entsendet wurden, daß sogar die Feinde darüber staunten.

Weil die Belagerten vor den schwimmenden Battereien, die etwas Neues und Unbekanntes waren, besondere Furcht hatten, so richteten sie, als gegen ein gemeinschaftliches Ziel, auf diese ihre Schiffe.

Allein vermöge ihrer ausgezeichneten Bauart, hielten die genannten Battereien nicht nur jedem Angriffe Stand, sondern erwiederten auch mit Ungeflüm das Feuer, wodurch die Mauern des alten Hafendamms schweren Schaden erlitten. Mit gleicher Heftigkeit feuerten Belagerte und Belagerer, so daß der Sieg eine Zeit lang schwankte. Endlich zeigten sich gegen drei Uhr Nachmittags kleine Rauchwolken auf dem Dache zweier schwimmenden Battereien. Diese waren durch etliche glühende Kugeln verursacht, welche tief in die Mauern eingedrungen waren, und den nächstliegenden Theilen das Feuer mitgetheilt hatten, weil es durch das Wasser der künstlichen Röhren nicht gelöscht werden konnte. Die Gluth verbreitete glimmend und fortschleichend sich mehr und mehr. Es erschienen Löschmänner, welche mit großer Schnelligkeit und augenscheinlicher Lebensgefahr sich anstrebten, Wasser in die von den Kugeln verursachten Oeffnungen zu gießen, um das Weitergreifen des Brandes zu verhindern. Theils durch ihre Bemühungen, theils durch Spritzen gelang dieses so weit, daß die Battereien bis zum Abende den Kampf fortsetzen konnten. Aber beim Anbrechen der Nacht hatte der Brand solche Fortschritte gemacht, daß nicht nur in den davon ergriffenen Fahrzeugen, sondern auf der ganzen Linie Unordnung und Verwirrung einriß. Dann wurde die Beschießung merklich schwächer, dagegen das Geschützfeuer aus der Festung immer heftiger. Elliots Kampfbegierde wuchs, Schuß folgte auf Schuß die ganze Nacht hindurch. Morgens ein Uhr standen die beiden Battereien in vollen Flammen. In gleicher Weise brannten auch die übrigen Battereien, entweder durch glühende Kugeln entzündet, oder weil die Spanier nach ihren Berichten, an aller Rettung verzweifelnd, selbst das Zerstörungswerk verrichteten. Die Verwirrung und Rathlosigkeit erreichten den höchsten Grad. Die Spanier gaben jeden Augenblick Signale und ließen viele Raketen steigen, um die Ihrigen zur Hülfe herbeizurufen. Auf dieses hin wurden von der Flotte die Boote ausgesetzt, und näherten sich den brennenden Schiffen zur Rettung der Mannschaft. Diese

wurde mit wunderbarer Unergründlichkeit unter äußerster Gefahr unternommen. Die Spanier waren nämlich nicht nur einem dichten Hagel von Geschossen ausgesetzt, wobei die Belagerten, weil die Luft von mächtigen Flammen erleuchtet war, sicher zielen konnten, sondern es drohte auch Gefahr von den brennenden Schiffen, welche jede Art tödtlicher Werkzeuge an Bord trugen. Selten bot sich ein kläglicheres und grauenvolleres Schauspiel den Augen der Sterblichen dar wegen des fernen Dunkels der Nacht, der nahen Brandbeleuchtung, wegen des entsetzlichen Donners der Geschütze, wegen des Schreiens der Verzweifelnden und Sterbenden. Zur Vermehrung des Schreckens und zur Störung des edlen Werkes der Hülfeleistenden nahte sich der Capitän Curtis, ein im Seekriege erprobter, grenzenlos kühner Mann. Er führte 12 Boote, deren Jedes auf dem Vordertheile eine 18- oder 24 pfündige Kanone hatte. Diese Fahrzeuge waren besonders gegen die spanischen Boote gebaut worden. Ihr in gerader Linie höchst sicheres Feuern war von gewaltiger Wirkung. Curtis nahm seine Stellung so, daß er die schwimmenden Batterieen seitwärts bestreichen konnte. Dieser Umstand brachte die Spanier in die bedauerungswürdigste Lage. Die Boote derselben wagten sich nicht mehr zu nähern, und mußten die trefflichen Schiffe den Flammen und ihre Raderaden dem sichern Verderben oder der Gnade eines durch den Kampf erbitterten Feindes überlassen. Einige kleinere Fahrzeuge gingen unter, andere entkamen durch die Flucht. Mehrere Feluken verbargen sich unter dem Schutze der Dunkelheit, allein bei Tagesanbruch wurden sie von den Engländern beschossen, und ergaben sich. War der Anblick während der Nacht schon entsetzlich gewesen, so bot sich beim neuen Tageslicht eine nicht weniger traurige Scene den Augen der Zuschauer dar. Man sah verzweifelte, von den Flammen bedrohte Menschen, welche um Erbarmen riefen; Andere, die dem Feuer entkommen waren, schwammen mit augenscheinlicher Lebensgefahr auf dem Wasser. Manche von diesen, dem Ertrinken nahe, suchten sich mit zitternden Händen an die geschwärzten oder brennenden Schiffe anzuklammern; Einige ergriffen schwimmende Bretter und Balken der zerstörten Schiffe, sich als an ihre letzte Rettungshoffnung daran festhaltend, und riefen unausgesetzt um

Hülfe zu den Siegern empor. Diese, von dem jammervollen Unglück gerührt, und von Erbarmen ergriffen, vergaßen jede Erbitterung, stellten das Feuer völlig ein, und zeigten ebenso viele Menschlichkeit nach dem Siege, wie sie Herzhaftigkeit in der Schlacht bewiesen hatten. Das gereicht ihnen um so mehr zur Ehre, weil sie nur mit offenkundiger Gefahr für sich selbst den Besiegten beispringen konnten. Selten und ausgezeichnet war das Betragen des Capitän Curtis, dessen Thätigkeit mehr auf die Rettung Anderer, als auf die Erhaltung seines eigenen Lebens gerichtet war. Er führte seine Fahrzeuge gegen die brennenden Schiffe, und ließ die Feinde, welche nahe daran waren, von den Wellen verschlungen oder von den Flammen verzehrt zu werden, retten und erquicken. Man sah ihn selbst auf brennende Schiffe steigen, und mit eigenen Händen die erschreckten und ihm dankenden Feinde mitten aus den Flammen holen. Dabei schwebte er in beständiger Gefahr, selbst den Tod zu finden. Denn die vom Feuer ergriffenen Pulverborräthe explodirten, und die erhitzten Kanonen entluden sich selbst, wodurch viele Engländer entweder getödtet oder jämmerlich zugerichtet wurden. Sogar Curtis selbst war nahe daran, das Leben zu verlieren, als ein feindliches, in Flammen stehendes Schiff, dem er sich zu sehr genähert hatte, in die Luft flog. Mehr als 400 Verbündete wurden durch Curtis dem unvermeidlichen Verderben entzogen. Trotzdem betrug der Verlust der Franzosen und Spanier in dieser Schlacht über 1500 Mann. Die in die Gewalt der Sieger gerathenen Verwundeten brachte man in die Spitäler der Festung, wo sie die sorgfältigste Verpflegung fanden. Neun von den schwimmenden Batterien waren durch die glühenden Kugeln in Brand gesteckt oder von den Spaniern selbst angezündet worden. Die Zehnte wurde von den Engländern genommen, welche sie zerstörten, weil sie der Gewalt des um sich greifenden Feuers nicht Herr werden konnten. Der Verlust der Engländer war nicht bedeutend, da sie vom 9. August an nicht mehr denn 65 Tode und 388 Verwundete zählten. In gleicher Weise war der an den Befestigungswerken verursachte Schaden so gering, daß er keine Besorgniß für die Zukunft erregen konnte. Das war der von Elliot und der Besatzung von Gibraltar errungene, ruhmreiche Sieg.

IV.

Lebensende Joachim Mürats, Königs von Neapel.

Von Gotta.

1.

Nach der Schlacht bei Waterloo und dem Falle des französischen Kaiserreiches verbreiteten sich viele Gerüchte über das Geschick König Joachims. Die Einen sagten, er befinde sich in Tunis, die Andern meinten, er sei in Amerika; auch ging das Gerücht, er halte sich in Frankreich verborgen, und irre hier unter bedrängten Umständen von einem Ort zum Andern. Endlich erfuhr man, er sei in Corsika angekommen, und habe von da bald darauf einen feindlichen Einfall in Calabrien gewagt. Hier harrte seiner das Geschick, um der Welt im Sturze des aus dem Staube zur höchsten Würde Emporgestiegene ein Beispiel seiner Macht zu zeigen, und den Wechsel äußersten Glückes und Unglückes hervorzubringen. Mürat war nach dem letzten unglücklichen Kriege aus seinem Reiche geflohen, und hatte sich nach eintägigem Aufenthalt in Ischia auf ein kleines Schiff gerettet, welches nach Frankreich segelte. Bei der Fahrt durch den Golf von Gaeta sah er auf den Thürmen seine Fahne wehen. Durch den Gedanken an seine Kinder, die sich in diesen Mauern befanden, außerdem durch seinen natürlichen Ungestüm und kriegerischen Geist fühlte er sich angetrieben, sich in die Festung zu begeben, und eine verzweifelte Gegenwehr zu wagen, obgleich keine Aussicht zur Wiedererlangung der Herrschaft vorhanden war. Weil jedoch einige Schiffe den Zugang zum Hafen versperrten, mußte er mit Kummer seine Reise gegen Westen fort-

sehen. Den 28. Mai gelangte er nach Frejus, und landete am nämlichen Ufer, wo zwei Monate vorher der Gefangene von Elba mit größerem Glück das Gestade betreten hatte. Auf Frankreichs Boden bestürmten ihn tausend Gedanken und Erinnerungen an die Erstlingsproben seiner Tapferkeit, an seine Anstrengungen und Schicksale, an die Krone und an seinen großen Namen; zugleich dachte er aber auch an die letzten Ereignisse des Feldzuges gegen Rußland, an Bonapartes Zorn, an die Verhandlungen mit Oesterreich und England, an das Bündniß mit diesen Mächten im Kriege gegen Frankreich, an seinen Abfall und Umdank gegen Napoleon. Das Unglück hatte seinen Geist gebeugt, die Furcht ließ keine Hoffnung aufkommen, er wagte nicht nach Paris zu gehen, und blieb in Toulon. Von hier aus richtete er an den Minister Fouché, der in den Tagen des Glücks sein Freund gewesen war, folgende Zeilen: „Sie wissen die Beweggründe und Vorfälle des italienischen Kriegs. Ich biete jetzt in Frankreich dem Kaiser meine Dienste an, und hoffe, daß es dem Himmel gefallen möge, das Mißgeschick des Königs durch das Glück des Feldherrn wieder gut zu machen.“ Fouché überreichte dieses Blatt Bonaparte, welcher über die ihm zugesetzte Beleidigung grollend, an ihn die Frage richtete, ob er denn nach dem Kriege von 1814 einen Friedensvertrag mit dem König von Neapel geschlossen habe. Joachim blieb in Toulon, von der dortigen Bevölkerung mit Achtung behandelt, sei es aus Mitleid mit seinem Unglück, oder in Erinnerung seiner früheren Größe, oder aus Besorgniß eines neuen Emporkommens. Diese lästige Ruhe wurde nach der Schlacht bei Waterloo gestört. In Toulon, Nîmes, Marseille entstanden wüthende Unruhen. Die Anhänger des Kaiserreichs wurden niedergemacht und beraubt. Joachim verbarg sich, und schickte ein Schreiben an denselben Fouché, der noch kurz vorher Napoleons Minister war, und jetzt im Dienste König Ludwigs stand, und bei den fremden Monarchen unter dem Regierungswechsel sein Ansehen und seinen Einfluß unverfehrt zu bewahren verstand. Joachim ersuchte ihn um einen Paß nach England, und versprach als Privatmann den Gesetzen dieses Landes sich fügen zu wollen. So schrieb er auch an seinen ehemaligen, ihm treu gebliebenen Ordonanzoffizier Macaroni. Allein

Fouché gab keine Antwort, und Maceroni, welcher das Mißtrauen der französischen Polizei gegen seine Person erregt hatte, wurde in's Gefängniß gebracht. Die Lage des unglücklichen Mürat verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Die Häfcher von Toulon suchten ihn, und der Marquis La Riviere stellte ihm nach. Dieser Mann, welchen er vor Jahren vom Tode errettet hatte, trachtete ihm nun undankbar nach dem Leben. Mürat schrieb an den König von Frankreich, weder stolz noch demüthig, sondern in einer eines flüchtigen, unglücklichen Monarchen würdigen Sprache. Er schickte den Brief an Fouché, damit dieser ihn dem Könige eingehändige. Das für den König bestimmte Blatt enthielt kein Datum, um nicht den Zufluchtsort zu verrathen und auch nicht zu täuschen. Das an Fouché gerichtete Schreiben enthielt am Anfange die Worte: „Aus dem dunkeln Abgrunde meiner Verborgenheit.“ Alle diese Bitten waren fruchtlos, denn der schlaue Minister gab keine Antwort, und auch der König schwieg. Mürat beschloß unter diesen verzweifelte Umständen nach Paris zu gehen und sein Geschick den verbündeten Monarchen anzuvertrauen. Er erinnerte sich bei diesem Schritte an seine königliche Würde, an seine Kriegsthaten, an die vertrauten Unterredungen mit diesen Fürsten, an die so oft zum Pfande der Freundschaft und Treue dargereichten Hände, und hoffte würdige Aufnahme und Rettung. Er nahm nicht den Weg zu Lande, um die Stellen zu vermeiden, die noch vom Blute des Marschall Brüne besetzt waren, sondern ließ ein Schiff mietzen, welches ihn nach Havre de Grace und von da unangefochten nach Paris führen sollte.

2.

Zur Einschiffung war ein einsam gelegenes Ufer und die späte Nacht anzusehen. Jedoch kam das Schiff aus Irrthum oder Zufall an eine ganz andere Stelle. Nach langem Harren und Suchen schweifste Mürat, als er schon den Tag andbrechen sah, in Gebüsch und Weinbergen umher. Zufällig fand er einen andern Zufluchtsort, wo er sich vor ferneren Nachstellungen rettete, und floh endlich auf einem kleinen Schiffe nach der gastlichen Insel Corsika, der

Heimath vieler seiner ehemaligen Kriegskameraden und Ruhmesgenossen. Nach zweitägiger Fahrt brach ein plötzlicher Sturm los. Das kleine, dreieckige Segel mußte eingezogen werden, und drei Stunden lang war das Schiff dem Ungeflüm der Wellen Preis gegeben. Zum Glücke ließ das Unwetter nach, denn das kleine Fahrzeug war an mehreren Theilen leet geworden und konnte nicht lange mehr aushalten. Sie entdeckten ein anderes größeres Schiff, welches in der Richtung gegen Frankreich fuhr, holten es ein, und Einer der drei Begleiter Joachims bat den Steuermann, sie an Bord zu nehmen und gegen reichlichen Lohn nach Corsika zu bringen. Aber dieser verweigerte aus Hartherzigkeit, oder weil er unter diesen Umständen Nachtheile besorgte, mit Entrüstung die Erfüllung der Bitte. Glücklicher Weise wurden die Bedrängten von dem Postschiffe getroffen, welches regelmäßig zwischen Marseille und Bastia geht. Joachim erhob sein Antlitz, sagte der Schiffsmannschaft seinen Namen, und setzte hinzu: „ich als Franzose wende mich zu Franzosen, und dem Schiffbruch nahe, suche ich Rettung bei euch, die ihr außer Gefahr seid.“ Er wurde an Bord genommen und mit königlichen Ehren behandelt. Am nächsten Tage landete das Schiff in Bastia. Corsika war damals von bürgerlichen Unruhen, durch die Anhänger der Bourbonen, durch die Bonapartisten und die Partei der Unabhängigen verwirrt. Die erste dieser Parteien war klein und schwach; die beiden Andern waren stärker, und verließen sich auf Mürat. Die Behörden der Insel faßten Verdacht gegen ihn, so daß er es für klug hielt, zu seiner Sicherheit nach Pescobado und von da nach Corsika zu gehen, immer von den Behörden verfolgt, aber stets von der Bevölkerung vertheidigt, welche für ihn die Waffen ergriffen hatte.

Diese Unterstützung von Seite des Volkes gab ihm das Bewußtsein königlicher Macht, und zeigte ihm ein falsches Bild des Glückes, so daß er häufig sagte: „wenn fremde Völker für mich streiten, was werden erst die Neapolitaner thun! Ich halte es für eine gute Vorbedeutung.“ Dann faßte er einen Entschluß, den er nur seinen Vertrauten mittheilte, nämlich bei Salerno zu landen, wo 3000 Mann seines ehemaligen Heeres standen, müßig und unzufrieden mit der Regierung der Bourbonen. Seine Absicht war,

mit diesen Truppen nach Abellino zu ziehen, auf dem Marsche durch Soldaten und Anhänger sich zu verstärken, auf dem Wege nach Basilicata einen Vorsprung von drei Tagen vor den Oesterreichern zu gewinnen, welche vielleicht von Neapel heranrücken würden, um ihn anzugreifen. Sein Name sollte durch das ganze Königreich gehen, und nicht eher wollte er sich gegen die Hauptstadt wenden, bis die Nachricht von Erfolgen die Regierung bestürzt gemacht und den erschreckten Bourbon zur Flucht genöthigt hätte. Er sah weder Mißgeschick voraus, und kümmerte sich nicht um Gefahren, was seine natürliche Kühnheit und lange Erfahrung in den Wechselfällen des Krieges nicht in seiner Seele aufkommen ließ. Er sammelte eine Schaar von 250 Corsen um sich, treue, herzhafte Männer, und miethete sechs Fahrzeuge. Schon war der Tag zur Abfahrt festgesetzt; allein noch vorher meldete ein Brief Maceronis, daß er gute Nachrichten nach Naccio bringen werde. Joachim erwartete dieselben. Jener kam am nächsten Tage an, erzählte kurz seine eigenen Schicksale, und überreichte einen französisch geschriebenen Brief folgenden Inhalts:

„Seine Majestät, der Kaiser von Oesterreich gewährt dem König Joachim einen sichern Aufenthaltsort unter folgenden Bedingungen:

- 1) Der König wird den Namen eines Privatmannes annehmen, und da die Königin den Namen einer Gräfin Lipana führt, schlägt man dem Könige diesen Namen vor.
- 2) Der König kann in einer Stadt Böhmens, Mährens oder Oberösterreichs seinen Wohnsitz nehmen, auch nach Belieben einen Landaufenthalt in den genannten Provinzen sich auswählen.
- 3) Er wird mit seinem Ehrenwort sich verbürgen, ohne ausdrückliche Genehmigung des Kaisers die österreichischen Staaten nicht zu verlassen, und als Privatmann sich den Gesetzen der Monarchie zu unterwerfen.“

Paris, 1. September 1815.

Im Auftrage seiner k. Majestät:

Fürst Metternich.

Murat brach in folgende Worte aus: „Also ein Kerker ist mein Zufluchtsort! Ein Gefängniß ist wie das Grab, und einem entthronten Könige bleibt nur übrig, als Soldat zu sterben. Sie sind zu spät gekommen, Maceroni, mein Geschick ist bereits bestimmt. Drei Monate wartete ich auf die Entscheidung der verbündeten Monarchen. Die Rämlichen, welche vor Kurzem meine Freundschaft suchten, haben mich dem Schwerte meiner Gegner überliefert. Mit frohen Hoffnungen wage ich es, meinen Staat wieder zu erobern; der unglückliche Krieg schmälerte mein Recht in keiner Weise. Man verliert, erwirbt Reiche mit den Waffen; die Rechte der Krone sind unveränderlich, und gestürzte Monarchen besteigen wieder den Thron, wenn es das Geschick will, dessen sich Gott als Werkzeug bedient. Mißlingt das Unternehmen, so wird meine Gefangenschaft als eine nothgedrungene zu entschuldigen sein; jedoch werde ich niemals als freiwilliger Sklave unter harten Gesetzen den Rest eines elenden Lebens zubringen. Bonaparte verzichtete auf den Thron Frankreichs; er kehrte auf denselben Wegen zurück, die ich nunmehr nehmen will, wurde bei Waterloo geschlagen, und gerieth dann in Gefangenschaft. Ich habe nicht entsagt; meine Rechte sind ungeschmälert; etwas Schlimmeres, als Gefangenschaft wäre gegen das Völkerrecht. Aber beruhigen Sie sich; Neapel wird mein Sanct Helena sein.“

3.

In der Nacht des 28. September fuhr die kleine Flotte von Ajaccio ab. Der Himmel war heiter, das Meer ruhig, der Wind günstig, die Mannschaft voll von Zuversicht, der König in heiterer Stimmung. Alles war trügerischer Schein! Die Regierung in Neapel wußte Vieles über Joachim und ich will erklären, wie es damit herging. Kaum war es bekannt geworden, daß er in Corsika sei, so suchte man einen Spion. Zu diesem niedrigen Geschäfte erbot sich, oder wurde durch seinen schlechten Ruf ein gewisser Carabelli empfohlen. Er war ein geborner Corse, unter Murats Regierung Beamter und ein Mann von zweideutigem, undankbarem Wesen. In Ajaccio näherte sich dieser Mann dem

unvorsichtigen Fürsten, und suchte ihm unter dem Scheine der Dankbarkeit und Anhänglichkeit das Vorhaben zu widerrathen. Er that dieses im Auftrage der Regierung in Neapel, welche das Gefährliche dieses Unternehmens erkannte. Der Verräther gab Nachricht über Joachims Vorsatz und Hoffnungen, über dessen Anstalten und Ziele, allein die Regierung that Nichts zur Vertheidigung, weil der Ort der beabsichtigten Landung unbekannt war, und weil man sich scheute, von Joachims Absichten etwas im Königreiche bekannt werden zu lassen. Mürats Anhänger waren nämlich zahlreich und entschlossen, die Partei der Bourbonen war klein und schwach; auch waren die Hoffnungen nicht erfüllt worden, welche die Rückkehr des alten Königs bei Leichtgläubigen und Unerfahrenen erregt hatte. Sechs Tage lang hatte die Flotte eine günstige Fahrt; hierauf zerstreute sie ein dreitägiges Unwetter. Zwei Schiffe, auf deren Einem Mürat sich befand, trieben im Golf von St. Euphemia, zwei Andere bei Policastro, ein fünftes bei Sizilien umher, ein Sechstes war geradezu ein Spiel der Wellen. Glücklicherweise wurde die Landung bei Salerno verhindert, denn Mürats Waffen, noch nicht mächtig genug zum Erfolge, und doch zu stark, um schnell überwältigt zu werden, genügten zu Verbreitung von Bürgerzwist, Druck und Unheil im Königreiche. Joachim war unschlüssig, dann faßte er den verzweifelten, festen Gedanken, bei Pizzo zu landen, um mit 28 Anhängern an die Eroberung eines Reiches zu gehen. Es war der 8. Oktober, ein Festtag, und die Soldaten der Stadt waren auf dem Platze aufgestellt, als Joachim mit erhobener Fahne, von seinen Leuten umgeben, unter dem Rufe „es lebe König Mürat“ herankam. Bei diesem Rufe verstummten die Umstehenden in der Voraussicht eines unglücklichen Endes des tollkühnen Unternehmens. Als Mürat die kalte Aufnahme sah, beschleunigte er seinen Zug nach Monteleone, dem ansehnlichen Hauptorte der Provinz, wo er Wohlwollen und nicht Undank zu finden hoffte. Allein in Pizzo war ein gewisser Hauptmann Trentacapilli und ein Agent des Herzogs von Infantado. Sie waren Anhänger der Bourbonen, sammelten eilig gleichgesinnte Parteigenossen, folgten der Spur Mürats und feuerten Schüsse auf ihn ab. Er hielt an, und antwortete nicht mit Anwendung von Gewalt,

sondern mit Grüßen. Durch diese Schonung wuchs der Muth der Niederträchtigen, sie schoßen auf's Neue, tödteten den Obersten Molledo, und verwundeten den Lieutenant Pernice. Joachims Leute wollten sich nun zur Gegenwehr stellen, allein er untersagte es, und verhinderte sie durch Wort und Hand.

Die Schaaren der Feinde wuchsen an Zahl, besetzten die Umgegend und versperren die Straßen. Nur das Meer bot noch einen Ausweg, aber steile Felsen lagen dazwischen. Trotzdem eilte Joachim dahin, und sah bei seiner Ankunft am Ufer sein Fahrzeug in der Ferne dahin segeln. Mit lauter Stimme rief er den Fährmann beim Namen, der ihn zwar hört, aber nur noch eiliger flieht, um seine reiche Beute zu retten. Der undankbare Räuber war von Joachim, als er noch König war, dem schändlichen Handwerk eines Freibeuters entrißen worden. Obschon er von Malta war, kam er auf die Flotte, und wurde in kurzer Zeit Fregattencapitän, Ritter und Baron. Joachim, der keine Hülfe sah, wollte ein kleines, am Strande befindliches Schiff in's Meer ziehen. Seine Kraft reichte nicht hin, und während er sich anstrengt, kommt Trentacapilli mit seinen Haufen. Mürat wird umringt, aufgehalten, man entreißt ihm die Kostbarkeiten, die er am Hute und an der Brust trägt, verwundet ihn im Gesichte und beleidigt ihn auf alle Weise mit Wort und That. Das war der Augenblick seiner tiefsten Erniedrigung, denn härter als der Tod ist die vom gemeinen Gesindel erlittene Schmach. So zugerichtet führten sie ihn mit seinen gefangenen und mißhandelten Begleitern nach dem kleinen Kastell in's Gefängniß. Zuerst brachte das Gerücht und hierauf ein Schreiben an die Behörden der Provinz die Nachricht von diesen Vorfällen. Man glaubte nicht daran. In Calabrien befehligte der General Nunzianti, welcher den Hauptmann Stratti mit einigen Soldaten nach Pizzo schickte. Stratti verfügte sich in's Castell, und begann selbst die Namen der Gefangenen aufzuschreiben, weil er nicht glaubte, daß sich Mürat darunter befinde. Er fragte zwei nach ihrem Namen, und als er an den Dritten kam, antwortete dieser: „Ich bin Joachim Mürat, König von Neapel.“ Der Hauptmann Stratti wurde von Staunen und Ehrfurcht ergriffen, senkte die Blicke mit der Bitte, in ein an-

ständigeres Gemach zu gehen, war voll höflicher Aufmerksamkeit, und gebrauchte immer den Titel Majestät. Das waren die letzten Gunstbezeugungen oder Verhöhnungen, die Mürats vom Schicksal erfuhr. Nunziante kam dann, grüßte ehrerbietig, und sorgte für nothwendige Speise und Kleidung. Dieser General verstand die schwierige Aufgabe, während der Haft Joachims die Treue gegen den bourbonischen Monarchen, mit der Achtung für das Unglück König Mürats zu vereinigen.

4.

Die Regierung erfuhr durch Telegraph und Eilboten die Begebenheiten in Pizzo. Schrecken wegen der ausgestandenen Gefahr, Freude über die glückliche Abwendung derselben, auch Verdacht und Besorgniß, alter Haß und grimelige Rachegeanken waren die Empfindungen des Ministeriums und des Königs. Man wollte die bekanntesten und einflußreichsten Anhänger Mürats in's Gefängniß bringen, hatte jedoch nicht den Muth dazu. Es wurden Truppen in die Provinzen geschickt. Nach Calabrien kam mit ausgedehntesten Vollmachten der Fürst von Canosa, ein erprobtes Werkzeug der Tyrannei und Grausamkeit; man verstärkte die Wachen und Schutzmansschaften der Residenz. Diese ängstlichen Maßregeln hörten mit Mürats Hinrichtung auf, wozu der Befehl durch Zeichen und Boten gegeben wurde. Ein Kriegsgericht sollte ihn als öffentlichen Feind richten. Während der Todespruch flügelschnell telegraphirt wurde, brachte Joachim in Pizzo die Zeit heiter zu, schlief wie ein Glücklicher, pflegte sorgfältig seinen Körper, und unterhielt sich mit Nunziante, wie ein König mit einem fremden General. Am Tage vor seinem Tode sagte er zu ihm, es sei nicht schwierig, mit König Ferdinand einen Vergleich zu treffen, wenn dieser ihm das Königreich Neapel und er dagegen seine Rechte auf Sizilien abtrete. Solche verwegene und unzeitgemäße Gedanken zeigten deutlich den Charakter Joachims.

In der Nacht des 12. Oktober kam der verhängnißvolle Befehl. Es wurden sieben Richter aufgestellt. Drei derselben und der Staatsanwalt gehörten zu den Vielen, welche unter Mürats Herr-

schaft aus der Niedrigkeit erhoben und mit Geschenken und Ehren überhäuft worden waren. Wenn sie den grausamen Auftrag zurückwiesen, konnte man vielleicht mit Strenge gegen sie verfahren, sie mit Verlust ihres Amtes und mit dreimonatlicher Haft bestrafen. So hätten sie um geringen Preis einen ehrenvollen Namen erworben. Allein sie wählten lieber die Schmach, nahmen den Auftrag an, und dankten demjenigen, welcher sie ausersehen hatte, für die nach ihrer Meinung erwünschte Gelegenheit, dem neuen Könige ihre Anhänglichkeit zu beweisen. Gegen den gewesenen König waren sie grausam, und suchten mit dem Namen einer Tugend die Schande des entgegengesetzten Lasters zu bedecken. Das schmählische Gericht hielt seine Sitzung in einem Zimmer des Castells.

5.

In einem andern Gemache schlief Joachim den letzten Schlaf seines Lebens. Als es schon heller Tag war, trat Nunziante ein, wollte ihn aber aus Schonung nicht aufwecken. Als der König ausgeschlafen hatte, und die Augen öffnete, sagte ihm Jener mit dem Ausdrücke des Schmerzes, die Regierung habe verfügt, er solle vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Er antwortete: „Ach, ich bin verloren; diese Anordnung ist mein Todesurtheil.“ Thränen traten ihm in die Augen, die er jedoch aus Scham unterdrückte, und dann fragte, ob er an seine Gemahlin schreiben dürfe. Der General, welchem die Mährung die Stimme erstikte, nickte bejahend, worauf Märat mit sicherer Hand folgenden französischen Brief schrieb:

Théure Karolina!

„Meine letzte Stunde hat nunmehr geschlagen. In kurzer Zeit werde ich unter den Todten, und Du wirst eine Wittwe sein. Vergiß mich nicht; ich sterbe unschuldig und habe mich niemals mit einer Ungerechtigkeit befleckt. Lebt wohl, meine Kinder, Achilles, Lätitia, Lucian, Luise! Zeigt euch meiner würdig in der Welt. Ich lasse euch ohne ein Reich und ohne Glücksgüter unter zahlreichen Feinden. Seid einig und über das Unglück erhaben. Denket an das, was ihr seid, nicht an das, was ihr waret, und Gott wird

eure Bescheidenheit lohnen. Fluchet nicht meinem Andenken! Wißet, daß es in den letzten Stunden des Lebens mir den größten Kummer bereitet, fern von meinen Kindern zu sterben. Empfanget meinen väterlichen Segen; ich umarme euch unter Thränen. Denket immerdar an euren unglücklichen Vater."

Pizzo, 13. Oktober 1815.

Joachim.

Hierauf schnitt er sich einige Haarlocken ab, legte sie in den Brief, und übergab sie dem General zur Beforgung. Der Hauptmann Starace wurde zum Vertheidiger ernannt, und stellte sich dem Unglücklichen vor, um demselben sein trauriges Amt vor den Richtern anzukündigen. Mürat sprach: „Das sind nicht meine Richter, sondern meine Unterthanen. Privatpersonen können über keinen König zu Gericht sitzen. Auch kein anderer König kann seines Gleichen richten, weil er keine Befugniß dazu hat. Die Richter über Könige sind nur Gott und die Völker. Wenn man mich als Marschall von Frankreich betrachtet, kann nur eine Versammlung von Marschällen mich richten; gelte ich als General, nur ein Gericht von Generalen. Bevor ich mich erniedrigen wollte, vor die aufgestellten Richter zu treten, müßten viele Blätter aus der Geschichte Europa's gerissen werden. Dieser Gerichtshof ist unberechtigt; ich müßte vor ihm schamroth werden.“ Starace bat nun, er möge sich vertheidigen lassen, allein Mürat sagte entschlossen: „Sie können mein Leben nicht retten; lassen Sie mich meine Würde als König bewahren. Hier handelt es sich nicht um Untersuchung, sondern um Verurtheilung, und diese sogenannten Richter sind meine Henker. Ich verbiete Ihnen, zu meinen Gunsten zu sprechen.“ Der Vertheidiger entfernte sich kummervoll, der den Proceß leitende Richter trat ein, und stellte die gewöhnliche Frage nach dem Namen. Der Gefangene schnitt die lästige Unterredung mit den Worten ab: „Ich bin Joachim Mürat, König beider Sicilien und euer Herr. Gehet, entfernt euch aus meinem Kerker.“ Allein gelassen, senkte er die Blicke zur Erde, kreuzte die Arme über die Brust, und betrachtete unverwandt die Bildnisse seiner Familie. Häufige Seufzer und tiefe Niedergeschlagenheit verriethen, daß bittere Gefühle auf seinem Herzen lasteten. In diesem Zustande fand ihn sein gütiger

Wächter, der Hauptmann Stratti, und wagte nicht, ihn anzureden. Aber Mürat sprach zu ihm: „In Pizzo freut man sich über mein Mißgeschick. Und was that ich den Neapolitanern zu Leide, daß sie mich anfeinden? Die Frucht langer Mühen und Kämpfe habe ich zu ihrem Wohle verwendet, und ich hinterlasse meine Familie ohne Reichthümer. Alles Freisinnige in der Gesetzgebung ist mein Werk. Ich gab dem Heere Ruhm und der Nation eine hervorragende Stellung in Europa. Aus Liebe zu euch vergaß ich jedes andere Gefühl. Mit Undank lohnte ich den Franzosen, die mich auf den Thron führten, von dem ich ohne Furcht und ohne Vorwürfe meines Innern herabsteige. An dem unglücklichen Ende des Herzogs von Enghien, wofür König Ferdinand heute durch ein anderes unglückliches Ende Rache nimmt, hatte ich keinen Antheil. Ich schwöre es bei jenem Gotte, vor dessen Angesicht ich bald erscheinen werde.“ Er schwieg eine Weile, und fuhr dann fort: „Hauptmann Stratti, ich will allein sein. Ich danke Ihnen für die mir im Unglück erzeugte Liebe, und ich kann Ihnen meine Erkenntlichkeit nicht anders, als durch Worte beweisen. Leben Sie glücklich!“ Nach diesen Worten entfernte sich Stratti unter Thränen. Kurz darnach kam ein Geistlicher, Namens Masdea, und sprach: „Sire, es ist das zweite Mal, daß ich mit Ihnen rede. Als eure Majestät vor sieben Jahren nach Pizzo kam, bat ich Sie um einen Beitrag zum Ausbau unserer Kirche, und Sie genehmigten denselben reichlicher, als wir hofften. Mein Wort ist also bei Ihnen nicht vergebens, und so vertraue ich, daß Sie meine Bitten hören werden, die einzig und allein die ewige Ruhe ihrer Seele betreffen.“ Joachim erfüllte mit philosophischer Ergebung die Pflichten eines Christen, und schrieb auf Masdeas Bitten in französischer Sprache: „Ich erkläre, als guter Christ zu sterben.“ Während diese fromme Handlung vor sich ging, fällt in einem andern Zimmer das Kriegsgericht ein hartes Erkenntniß. Es lautete also: „Joachim Mürat, der durch die Entscheidung der Waffen Privatmann wurde, kam mit achtzehn Anhängern zur Ausübung eines verwegenen Planes, der nicht durch Krieg, sondern durch Aufruhr zu Stande kommen sollte. Er reizte das Volk zur Empörung, bedrohte die gesetzmäßige Regierung, und versuchte das Königreich und Italien in Verwirrung

zu bringen. Deßhalb wird er als Feind des Staates kraft der bestehenden Gesetze zum Tode verurtheilt.“ Der Gefangene vernahm diesen Richterspruch mit kalter Verachtung. Man führte ihn in einen kleinen Hof des Castells, wo eine Abtheilung Soldaten in zwei Gliedern aufgestellt war. Beim Anblick der Anstalten zur Vollstreckung des Urtheils wollte er sich die Augen nicht verbinden lassen, stellte sich den Gewehren gegenüber, und sagte zu den Soldaten: „Schießt nicht auf das Gesicht; zielt auf's Herz!“ Nach diesen Worten wurde Feuer gegeben, und der ehemalige König beider Sicilien sank todt zu Boden, fest in der Hand das Familienporträt haltend, welches man zu der Leiche in's Grab legte, das in derselben Kirche sich befand, welche seine religiöse Gesinnung errichtet hatte. Diejenigen, welche an seinen Tod glaubten, vergoßen bittere Thränen. Allein der größte Theil der Neapolitaner wußte sich der Betrübniß zu entziehen, indem die Ereignisse in Pizzo für Lug und Trug ausgegeben wurden. So endete Joachim im achtundvierzigsten Jahre seines Lebens, im siebenten seiner Regierung. Er war von Natur ehrgeizig, unbändig, und trieb die Staatskunst mit kriegerischen Mitteln. Mit Größe wußte er die Last des Unglücks zu ertragen; weniger groß war er im Glücke, weil er sich nicht zu mäßigen verstand. Sein Streben war nach dem Throne gerichtet, kriegerisch sein Wesen, und sein Herz war der Freundschaft offen. Mürat war von stattlicher, einnehmender Gestalt, pugsüchtig, und befand sich häufiger im Feldlager, als im königlichen Schlosse. Sein Leben bot ein wechselndes Schauspiel der Tapferkeit und des Glückes. Sein Ende war traurig, aber mit Muth ertragen, und Gegenstand gerührten Mitgefühls. —

V.

Das Erdbeben in Lissabon.

Von Baretti.

Ich war kaum angekommen, so wollte ich die Zerstörung sehen, welche das merkwürdige Erdbeben verursacht hatte, das am Feste aller Heiligen im Jahre 1755 das Königreich Portugal und einen großen Theil Spaniens erschütterte, auch in vielen Gegenden Europa's und Afrika's mit Schrecken verspürt ward. Varnherziger Gott! Es ist nicht möglich, den entsetzlichen Anblick zu beschreiben, welchen die Trümmerhaufen machen und vielleicht mehr, als ein Jahrhundert noch machen werden; denn zu ihrer Hinwegräumung wird sicherlich lange, lange Zeit nöthig sein. Durch eine mehr als drei Meilen lange Straße, welche die Hauptstraße der Stadt war, sieht man nichts Anderes, als ungeheure Massen von Kalk, Steinen und Ziegeln, welche vom Zufall aufgehäuft sind. Daraus ragen Säulen hervor, die in viele Stücke zerbrochen sind, Trümmer von Bildsäulen und in tausenderlei Stücke zerschmetterter Mauern. Von den Häusern, welche aufrecht oder auf die Seite geneigt stehen blieben, sind neunundneunzig unter hundert ganz ohne Dach und Boden, welche unter den wiederholten Erdstößen zusammenbrachen, oder jämmerlich vom Feuer zerstört wurden. In den Mauern derselben sind so viele Brüche, Löcher, von Ziegeln und Kalk entblößte Stellen, daß eine Ausbesserung oder Brauchbarmachung nicht mehr möglich ist. Häuser, Paläste, Klöster, Kirchen, Thürme, Spitäler, Armenhäuser, Theater, Warten, Säulenhallen, Alles ist auf unsagbare Weise zu Grunde gegangen. Welches überraschende Schauspiel bietet nur das königliche Schloß dar! Stellt euch ein sehr schön ausgeführtes Gebäude vor, ganz aus Marmor und un-

geheuren Steinen errichtet, mehr dick als hoch, mit breiten, nach allen Seiten so ausgedehnten Hauptmauern, daß es genügt hätte, den Hof eines morgenländischen Sultans, geschweige denn den eines Königs von Portugal aufzunehmen. Nichtsdestoweniger wurde dieses Gebäude, welches der Umfang und die mäßige Höhe seiner Mauern der Festigkeit eines ehernen Berges hätte gleichmachen sollen, so gewaltig mitgenommen, daß keine Ausbesserung mehr stattfinden kann. Und nicht nur die Quadersteine und Marmorstücke sind von der Macht der Erdstöße aus den Fugen getrieben worden, sondern viele sind auch geborsten, theils in zwei, theils in mehrere Stücke. Die dicksten Eisengitter wurden aus ihren Stellen gerissen; einige umgebogen und verdreht, andere von der furchtbaren und unwiderstehlichsten aller Naturgewalten in zwei Theile gebrochen. Der Damm des Zollhauses am Ufer des Tajo, der ganz aus sehr dicken Quadersteinen erbaut war, eine Breite von zwölf bis fünfzehn Fuß und die nämliche Dicke hatte, welcher viele, viele Jahre lang die anprallende Wuth der täglichen Meeresströmung aushielt und kräftig zurückdrängte, versank und verschwand plötzlich, daß auch keine Spur davon zurückblieb. Viele Menschen, welche dorthin geeilt waren, um sich in die an Eisenringen hängenden Barken zu retten, wurden mit diesen und allem Andern mit solcher Gewalt in's Wasser, oder vielmehr in einen sich plötzlich öffnenden Abgrund gezogen, daß nicht nur kein Leichnam, sondern nicht einmal ein Ueberrest von Kleidungsstücken auf die Oberfläche kam. Man mag da oder dort hinblicken, es ist nichts Anderes zu gewahren, als Stützen von Eisen und Holz, die allenthalben angebracht sind, nicht so fast, um einige im Erdgeschoße noch bewohnbare Zimmer aufrecht zu erhalten, als um zu verhindern, daß die geborstenen Wände durch ihren Einsturz nicht die Vorübergehenden beschädigen oder erschlagen möchten. Weil diese Verwüstung an einem hohen Festtage geschah, während ein Theil des Volkes die Mahlzeit bereitete, ein Theil in den Kirchen versammelt war, so war aus diesen beiden Gründen das Unheil, welches die unglückliche Stadt traf, ganz unverhältnißmäßig größer, als es gewesen wäre, wenn die göttliche Fügung an einem andern Tage oder zu einer andern Stunde diese Zerstörung verhängt hätte. Denn außer unzähligen

Menschen, welche einzeln in ihren Wohnungen umkamen, wurden die in den Kirchen Zusammengebrängten gräßlich von den Dächern und Gewölben zerschmettert und begraben. Die Thore waren nicht groß genug, um Allen rettenden Ausweg zu gestatten, und so starben in den heiligen Stätten viel mehr Menschen, als an andern Orten. Es war ein unendlich schreckenvolles Schauspiel, wie arme Mütter und unglückliche Väter, sich bei den Armen fassend, oder die halbtodten Kinder an der Hand nach sich ziehend, wie wahnsinnig zu den Thüren eilten; wie Männer außer sich vor Schmerz in verworrener Hast die Gattinnen vorwärts drängten, wie Frauen in liebevoller Bewußtlosigkeit sich an die verzweifelnden Gatten und Kinder klammerten. Treue Diener suchten keuchend ihre kranken Herren zu retten; viele halbentkleidete Männer und Weiber und sogar arme Nonnen mit Kreuzen in den Händen flohen nicht nur durch Thüren und Thore aus den Häusern und Klöstern, sondern stürzten sich von Fenstern und Balkonen herab, um, leider größtentheils vergebens, dem furchtbaren, von allen Seiten drohenden Verderben zu entkommen. Wer vermöchte es, zu beschreiben, wer auch nur sich vorzustellen das verworrene, jämmerliche Angstgeschrei solcher, die mit schon beschädigten Gliedern oder in Gefahr, verletzt zu werden, zu fliehen suchten! Ebenso grauenhaft waren die Wehrufe derjenigen, die nicht sogleich das Leben einbüßten, jedoch von den Trümmern der eigenen oder fremden Wohnungen elendiglich bedeckt wurden. So sonderbar und fast unmöglich es scheinen mag, so starben doch viele Unglückliche unter den Trümmern, ohne im Mindesten verwundet oder beschädigt worden zu sein. Es lebt noch eine arme, alte Frau, die aus einem Keller gezogen wurde, in welchem sie vom Erdbeben wie in einem Grabe eingeschlossen war, und ihr Leben durch den Genuß von Weintrauben fristete, die sie glücklicher Weise vor einigen Tagen an der Decke aufgehängt hatte, um sie aufzubewahren. Zahllose, jämmerliche Verstümmelungen und ungewöhnliche Todesarten waren die Folge des traurigen Naturereignisses, und unzählige Eltern verloren entweder alle ihre Kinder, oder Einige derselben, so wie viele Kinder ihrer Eltern beraubt wurden. Es gab wenige Familien, in welchen nicht Vater oder Mutter, oder Kinder, Freunde und Blutsverwandte weggerafft

worden waren. Ueberhaupt traf Alle ohne Ausnahmen, wenn sie auch keine Körperverletzung erlitten, wenigstens Schaden an Habe und Gut. Da zur Bereitung des Mittagmahles in allen Wohnungen das Herdfeuer brannte, und in den Kirchen wegen des Festtages unzählige Lichter angezündet waren, so verursachte das Hinwälzen so vieler Feuermassen auf hölzernen Böden, das Fallen der Leuchter auf die Altäre, das Versten der Herde und der Decken nebst den auf brennbare Stoffe treffenden Kohlen und Flammen einen verzehrenden Brand, welcher rasch um sich griff, und alle Theile der Stadt ansteckte. Ein fortwährender Nordwind fachte die Glut noch mehr an, worauf Niemand den Muth und die Besonnenheit hatte, zum Löschen herbeizueilen. Der Brand ward allgemein, zerstörte die Wasserleitung von Akantara, welche die Stadt mit Wasser versorgte, und in wenigen Stunden hatte das äußerste, unabwendbare Elend des übriggebliebenen, angsterfüllten Volkes den höchsten Grad erreicht. Betäubt von den wiederholten Unglücksfällen, unterließen die Bewohner jegliche Thätigkeit, gaben Alles Preis, und eilten mit Geheul und Wehklagen wie unsinnig durch Feld und Flur, wohin sich jeder, der es noch vermochte, zur Vermeidung der ersten Gefahr geflüchtet hatte. Hier hatte das gemeinsame Unglück jeden Unterschied des Ranges und Standes aufgehoben. Vornehme Herren und Damen, selbst die königlichen Prinzen und Prinzessinnen theilten dasselbe Loos mit der untersten Volksklasse. Viele, welche durch Krankheit oder durch das Fasten vor dem Festtage über die Maßen von Hunger erschöpft waren, fielen in der folgenden Nacht in schwere Ohnmacht, und nicht wenige erlagen dem Hunger unter den Augen ihres tiefgebeugten Landesherrn, welcher diesen ganzen, unglücklichen Tag hindurch ihnen nichts zu geben vermochte, als bittere Thränen. Wie viele Reiche und Vornehme, edle Frauen und ehrbare Mädchen waren genöthigt, Leute aus dem gemeinen Volke um Mitleid und Hülfe anzusuchen, und einen Armen um das erbettelte Brod zu beneiden, das er aus der Tasche zog, um es zu verzehren. So allgemein und empfindlich wurde die Pein des Hungers in wenigen Stunden. Es erweckt besonders düstere Gedanken, wenn man die Ruinen mit einigen solcher Personen besieht, welche Zeugen der Drangsal gewesen

sind. Hier hört man bei jedem Schritt: da fand mein Vater sein Grab; da wurde meine Mutter erschlagen; an diesem Plaze ging eine ganze Familie rettungslos zu Grunde; dort verlor ich den besten Freund, welchen ich auf der Welt hatte. Da sind die Ueberreste des Palastes eines vornehmen Herrn, der plötzlich mit allen seinen Angehörigen ein Raub des Todes ward; dort liegt eine schöne Kirche im Schutt, unter welchem mehr als 500 Andächtige begraben wurden. Viele scheu gewordene Pferde und Maulthiere stürzten entweder mit den Reitern oder mit Kutschen und Wagen voll von Menschen über abschüssige Orte hinunter. Der spanische Gesandte wurde von Mauerstücken zerschmettert, und die den König auf der Flucht begleitenden Leibwachen wurden durch einen plötzlichen Untergang seinen Augen entzogen. Tausende solcher betrübenden Einzelheiten hört der Fremde auf seiner Wanderung durch diesen Gräuel der Zerstörung von denen wiederholen, die sich ihm anschließen; Einer unterbricht den Andern, um noch schauerlichere Dinge zu erzählen. Wenn ein Vorübergehender die Neugierde eines Fremden bemerkt, bleibt er stehen, und berichtet mit furchtsamen Geberden, mit dem Ausdrücke des Kammers in den Mienen, und mit bebender Stimme von seinem Unglücke, nennt die unersetzlichen Verluste, die ihn trafen, dann verstummt er, und entfernt sich seufzend und leidvoll.

Die Seele wird von Entsetzen erfaßt bei der Schilderung der Kälte, des Windes, der Regengüsse, in Folge deren einige Tage nach den Erdererschütterungen sehr viele der Geretteten umkamen, weil sie in der Bedrängniß der Flucht sich nicht mit hinreichenden Kleidungsstücken versorgt hatten. Es ist nicht zu verwundern, wenn die Erzähler in wiederholte Klagen ausbrechen bei der Erinnerung an den qualvollen Frost und an die Erstarrung aller Glieder, da sie mehrere Tage und Nächte gezwungen waren, ohne den mindesten Schutz gegen die rasende, unerträgliche Wuth eines eifigen Wetters auszuhalten. Man füge zu so unermesslichen Uebeln und Nöthen den gänzlichen Mangel aller Lebensmittel, welcher die Leute dahin brachte, nicht nur rohes Fleisch von Geflügel und eßbaren, vierfüßigen Thieren, die sie bekommen konnten, zu verzehren, sondern auch Hunde, Katzen, Mäuse, ja selbst Gras, Wurzeln,

Blätter und sogar Baumrinde zur Stillung des wüthenden Hungers und zur Verlängerung des Lebens zu essen. Verschieden lauteten die Berichte, welche man damals über dieses unabsehbare Unglück in der Welt verbreitete. Als die Zeit die empfindlichsten und heftigsten Nachwirkungen der Zerstörung etwas gemildert hatte, berechneten die Portugiesen, daß der Verlust an Menschen in der einzigen Hauptstadt die Zahl von 90,000 Personen überschritten habe. Möchte die Summe vielleicht auch um die Hälfte zu hoch angeschlagen worden sein, nichtsdestoweniger bleibt die Vertilgung so vieler Lebenden für immer ein Gegenstand des Mitleids und des Bedauerns.

VI.

Die Posilippogrotte, die Solfatara, die Sundsgrotte.

Von Spallanzani.

1.

Die reizende Stadt Neapel liegt ganz auf einem aus vulkanischen Stoffen bestehenden Boden. Der Tuffstein ist vorherrschend, und wird auch theilweise zur Aufrichtung vieler Gebäude verwendet. Im Norden und Westen erscheint er in großen Anhäufungen und bildet ausgedehnte Hügel. Der fremde Forscher, welcher dieses Gebiet betritt und die ungeheure Menge eines Stoffes gewahr wird, der in ihm die Vorstellung des Feuers hervorruft, kann nicht umhin, sich darob zu verwundern und über den Ursprung dieser Erscheinung sich Gedanken zu machen. Die Naturforscher sind bekanntlich über diesen Gegenstand getheilter Ansicht. Einige glauben, der vulkanische Tuffstein sei im Meere entstanden, als dieses den Fuß der Feuerberge bespülte. Manche stellen sich vor, im Laufe der Jahre sei die ausgeworfene Asche durch das eindringende Regenwasser zu dieser Steinart verdichtet worden. Endlich neigen sich Andere zu dem Glauben hin, das Entstehen des Tuffsteins sei von schmutziger, flüssiger Asche bei irgend einem vulkanischen Ausbruch herzuleiten. Die Ungleichheit des vulkanischen Tuffsteins war vielleicht die Veranlassung dieser abweichenden Ansichten, deren Jede ihre Berechtigung haben kann, sobald man sie mit bestimmten Thatsachen in Zusammenhang bringt. Jedoch scheinen die im neapolitanischen Gebiete vorkommenden Tuffsteine von Schlammauswürfen herzurühren. Zu dieser Annahme führt die schöne Abhandlung des Ritters Hamilton. Derselbe fand, daß an dem Kopfe einer antiken Statue, die aus dem Tuffsteine Herkulanums ausgegraben wurde, der vollkommene Abdruck des Gesteins geblieben war. Diese Erscheinung ist nicht so leicht zu erklären ohne die Voraussetzung, daß der Tuffstein bei

der Umhüllung dieser Statue eine Art von Schlammmasse gewesen sei. Zu der Wahrnehmung des so eben erwähnten, englischen Ministers kann ich eine von mir an der Posilippogrotte gemachte Erfahrung beifügen. Bekanntlich besteht diese Grotte aus Tuffstein, und dient als Straße von Neapel nach Pozzuolo. Dieser hellgraue Stein hat als Basis eine thonartige, etwas verhärtete Erde, welche Bruchstücke von Glas und Theilchen von Feldspat einschließt. Dazu kommt eine ungeheure Menge kleiner, gelblicher Bimssteinbrocken, welche durch die erlittenen Einflüsse höchst zerbrechlich und fast staubartig geworden sind. Durch die Anlegung dieser Grotte wurde der Tuffstein gewissermaßen künstlich zerlegt, und bietet bei näherer Betrachtung einen Beweis für seine Entstehung. Tritt man zur Sommerszeit bei Sonnenaufgang oder bald darauf in die Grotte, wo sie zu andern Stunden des Tages dunkel ist, und man nur bei der Annäherung an die beiden Oeffnungen einen Lichtschimmer erblickt, so erscheinen dann durch die eindringenden Sonnenstrahlen, welche in gerader Richtung in den Neapel zu liegenden Eingang fallen, die Wölbung und die Wände der Grotte hinlänglich erhellt, um bemerken zu können, daß sie an mehreren Orten aus vielen Lagen und Schichten gebildet sind, ziemlich denjenigen ähnlich, die man an manchen gespalteten Bergseiten und bei senkrechter Ausgrabung des Erdreichs in Niederungen bemerkt, wo durch Ueberschwemmungen in mehreren Zeitpunkten Schlammniederschläge sich angelegt haben. Es scheint indessen außer Zweifel zu sein, daß diese Anhäufung von Tuffstein, aus welcher die Römer die erwähnte lange und weite Grotte aushöhlten, ein Erzeugniß wiederholter, vulkanischer Schlammauswürfe sei, sich immer mehr aufgeschichtet und im Laufe der Zeit zu Tuffstein verhärtet habe. Von dieser Art von Auswürfen bietet der Vesuv und Aetna merkwürdige Beispiele. Weil ich bei vielen andern Tuffsteinen um Neapel die nämliche Zusammensetzung bemerkt habe, glaube ich, daß der Ursprung kein anderer sein kann.

2.

Als ich aus dieser Höhlung heraustrat, entdeckte ich bei der Annäherung an die Solfatara, eine kurze Strecke vor derselben, zur

rechten Seite des Weges eine Lavamasse. Diese kam unstreitig von dem brennenden Vulkan, weil sie ihm sehr nahe ist und ihr Anfang gerade an ihn heranreicht. Ihre Dicke überschreitet 35 Fuß, und über wie unter ihr sind Tuffsteine. Sie bildet einen hohen, über einer Seite der Straße senkrecht abfallenden Felsen. Hier ist eine Anzahl von Sträflingen stets beschäftigt, durch Minen und Hauen Stücke dieser Lava loszubbrechen, da sie für Dämme verwendbar ist. Diese Lava ist dicht und schwer, und enthält ein Gemenge von Schörl und Feldspat. Der Schörl ist hell, schwarzviolett, in Form von rechteckigen, krystallinen, länglichen Nadeln. Allein der Feldspat zieht wegen seiner beträchtlichen Größe und Menge viel mehr, als der Schörl den Blick auf sich. Seine Form ist nicht flachrautig, ein Aggregat von weißen, durchsichtig schimmernden, mit länglichen Parallellinien bezeichneten Plättchen, die zwar sehr fest verbunden sind, gleichwohl aber durch Hammerschläge ohne Mühe getrennt werden können. Sie sind in ähnlicher Weise wie der Schörl von Lava umschlossen, und an manchen Stellen so dicht, daß sie die Hälfte des Raumes einnehmen. Man kann sie nicht völlig loslösen, und ohne alle Ordnung kreuzen sie sich, oder schneiden sie sich in verschiedenen Winkeln. Diese Lava ist nicht überall von gleicher Dichte, sondern an manchen Stellen löcherig oder ausgehöhlt. In den kleinen Höhlungen zeigt sich eine eigenthümliche Erscheinung, nämlich eine Menge von Spiegelstein. Dieser besteht aus ganz dünnen, meist zusammenhängenden Plättchen. Sie sind zerbrechlich, und hängen sich an die Finger wie Goldflitter. Aber ihr kleiner Umfang fordert die Anwendung eines Vergrößerungsglases zur genauen Besichtigung. In diesem Falle sieht man dann, daß sie in Betreff der Menge sehr von einander verschieden sind, wie blanker Stahl schimmern, und häufig aus sehr dünnen, zusammenhängenden Schwämmchen bestehen. Bei der Fortsetzung des Weges gegen die Solfatara erblickt man zur Linken natürliches, aus leichter Lava gebildetes Gestein. Es ist etwas ziegelfarbig, erdig, und giebt, wenn man es anfeuchtet, einen Thongeruch von sich. Nach diesen während der Wanderung gemachten Beobachtungen gelangte ich endlich zur Solfatara. Es wäre unnütz, eine ausführliche Schilderung derselben zu machen. Dieses Phleggräische Gefilde, wie es die Alten

nannten, ist ein tiefes Becken, aus welchem heiße Dünste aufsteigen, und dessen Boden an mehreren Stellen einen dumpfen Ton hören läßt, wenn man darauf schlägt. —

3.

Nach der Besichtigung der Solfatara und der sie umschließenden Felsen, nahm ich die Richtung gegen Westen, und erreichte nach einem kurzen Gange die Hundsgrotte. Diese kleine, zwischen Neapel und Pozzuolo befindliche Grotte bekam ihren Namen von folgender Erscheinung. Wenn man einen Hund hineinbringt und ihm die Schnauze hart an den Boden hält, so beginnt er schwer zu athmen, verliert die Sinne, und stirbt, falls man ihn nicht schleunig in frische, reine Luft hinausbringt. Diese in alten und neuen Zeiten so berühmte Grotte ist aber nicht die einzige, sondern es giebt deren viele, hauptsächlich auf vulkanischen Gebieten, welche Menschen und Thieren schädliche Dünste aushauchen. Darüber sprachen viele Schriftsteller, die ich aufzählen könnte, wenn ich zur Unzeit mit Gelehrsamkeit mich brüsten wollte. Nur will ich erwähnen, daß die schädlichen Dünste nicht überall andauernd sind, dagegen in der Hundsgrotte beständig herrschen, und dem Anscheine nach zu den Zeiten des Plinius auch tödtlich waren. Da ein aufrecht stehender Mensch nichts verspürt, weil die gefährlichen Dünste nur zu geringer Höhe aufsteigen, so ging auch ich ohne Belästigung darüber hin, und bei der schärfsten Beobachtung konnte ich keine starke Ausströmung entdecken. Uebrigens rühren die Wirkungen dieser Stidluft ohne allen Zweifel von Kohlenwasserstoffgas her. Der zum Wächter der Grotte aufgestellte Mann macht vor den Fremden das Experiment mit dem Hunde. Nachdem er das Thier zum schweren Athmen und dem Verenden nahe gebracht hat, führt er es in die freie Luft, und wirft es in den benachbarten See von Agnano, um damit glauben zu machen, dieses kurze Wasserbad sei zur völligen Wiederherstellung des Hundes erforderlich. Die Eintauchung des Thieres in den See ist aber in Wahrheit nichts als eine Marktchreierei, um dem Versuche mehr Ansehen zu geben und aus der Börse der Leichtgläubigen das Geld zu locken, denn die atmosphärische Luft genügt ganz allein, dem Thiere die frühere Lebensfähigkeit wiederzugeben.

Nachrichten über die Schriftsteller.

I.

Niccolò Machiavelli wurde 1469 zu Florenz geboren. Schon sehr frühe wurde er Sekretär der Republik. Dieses Amt verwaltete er vierzehn Jahre lang, wobei ihm neben den laufenden Geschäften viele, zuweilen höchst wichtige Gesandtschaften und Aufträge anvertraut wurden. Als durch die kriegerische Hülfe Karls V. die Mediceer in Florenz, woraus sie einige Jahre zuvor durch das Volk vertrieben worden, mit größerer Macht wieder zur Regierung gelangten, wurde Machiavelli seines Amtes entsetzt, eingekerkert und peinlich verhört, weil man ihn der Theilnahme an einer Verschwörung gegen die Regierung verdächtig hielt. Diese Anklage wies er mit aller Beharrlichkeit von sich. Durch die Verwendung Papst Leo des Zehnten wurde er zwar wieder in Freiheit gesetzt, konnte aber, so sehr er es wünschte, zu keiner öffentlichen Stellung mehr gelangen. Diese unfreiwillige Muße benützte er zur Abfassung des größten Theils seiner Werke. Er starb im Jahre 1527 in ziemlich dürftigen Verhältnissen. Die Werke dieses berühmten Mannes sind politischen, dichterischen und historischen Inhaltes. Seine Geschichte von Florenz wird für die erste Leistung gehalten, welche im historischen Fache seit der Wiedererweckung der Wissenschaft mit den Werken der Alten einen Vergleich gestattet. Die Abhandlungen über die ersten zehn Bücher des Livius reihen sich durch geistreiche politische und geschichtlich philosophische Betrachtungen würdig an die *Istorie Fiorentine*. Ein merkwürdiges, vielbesprochenes, ebenso berühmtes wie berüchtigtes Werk Machiavelli's ist sein Buch vom Fürsten (*il principe*), in welchem er zur Erreichung der Einheit und Unabhängigkeit Italiens das Mittel einer Gewaltherrschaft für nothwendig hält, und die Erwerbung einer solchen um jeden Preis für gestattet ansieht. Endlich hat sich Machiavelli auch im Lustspiel und in der bei den Italienern damals so beliebten Novellenpoesie mit Talent versucht.

II.

Pietro Giannone (1676—1748) stammte aus Iscitella, einer Ortschaft im Neapolitanischen. Nach vollendeten Schulstudien

widmete er sich der Rechtswissenschaft, erwarb den Doktorgrad, und widmete sich dem Berufe eines Anwalts. Im Umgange mit gelehrten und geistreichen Männern faßte er den Plan, eine Geschichte des Königreichs Neapel zu verfassen, welche außer den politischen Ereignissen auch die Gebräuche und Einrichtungen im bürgerlichen und öffentlichen Leben darstellen sollte. Dieses Werk wurde für den Verfasser die Ursache schweren Unglücks, weil die kirchlichen und weltlichen Behörden darin Grundzüge und Behauptungen fanden, die sie verfolgen zu müssen glaubten. Giannone sah sich gedrängt, sich heimlich aus Neapel zu entfernen. Er lebte nun abwechselnd in Wien, Venedig und zuletzt in Genf. Der schändliche Verrath eines falschen Freundes, eines Höflings des Königs von Sardinien, lieferte ihn in die Gewalt seiner Gegner, indem er durch eine verstellte Einladung auf sardinischen Boden gelockt worden war. Giannone wurde in die Citadelle von Turin gebracht, und ungeachtet aller Bemühung zur Wiedererlangung der Freiheit daselbst bis zu seinem 1748 erfolgten Ende festgehalten. Seine Geschichte Neapels ist nicht selten schwülstig oder hart im Ausdruck, allein höchst interessant dem Inhalte nach.

III.

Carlo Botta (1766—1837), gebürtig aus St. Giorgio im Piemontesischen, studirte auf der Universität zu Turin Philosophie und Arzneiwissenschaft. Im Jahre 1792 ward er wegen seiner republikanischen Ansichten eingekerkert, aber bald von den Franzosen befreit. Im Jahre 1804 verließ er Piemont, um mit seiner Familie nach Paris zu gehen. Nachdem er an mehreren Lehranstalten gewirkt hatte, verwendete er die letzten Jahre seines Lebens auf historische Abfassungen, nämlich auf eine Geschichte des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges und eine Geschichte Italiens von 1789—1814, wodurch er sich nicht mit Unrecht ruhmvolle Anerkennung erwarb. Doch war der Ehrentitel „Tacito piemontese“, den ihm seine Landsleute beilegten, nicht passend, weil Botta weder den kraftvollen Ausdruck noch die gedankenschwere Tiefe des großen Römers erreicht hat.

IV.

Giuseppe Baretti, 1719 in Turin geboren, führte in seinen jüngern Jahren ein unstätes, wechselvolles Wanderleben, und

lernte vieler Menschen Städte und Sitten kennen, wie er dann auch in England sich mit der Literatur der Briten vertraut machte. Seine Reisebriefe sind durch ihren mannigfaltigen Inhalt und den schönen Stil sehr anziehend. Im Jahre 1763 begann Baretti eine kritische Zeitschrift unter dem Titel „die literarische Geißel“ (*la frusta letteraria*) herauszugeben. Seine furchtlose Kritik machte ihm einen guten Namen, zog ihm aber auch gehässige Nachstellungen zu, deren überdrüssig er sich nach London begab, wo er Sekretär der königlichen Akademie der Künste wurde, bis er im Jahre 1789 starb. Als Kritiker verlangte Baretti von jedem Schriftsteller, daß er nicht gegen den gesunden Sinn und gegen die Grundsätze der Sittlichkeit verstoße, daß er sich eines richtigen, verständlichen Sprachausdruckes bediene. Unbarmherzig züchtigte er jeden mittelmäßigen Hochmuth, alle gehaltlose Wortmacherei. Treffenden Spott ergoß er über die sogenannten Arkadier, welche eine tändelnde, weichliche, abgeschmackte Schäfer- und Liebespoesie eingeführt hatten. Zur Erheiterung mag hier eine Probe folgen. Ueber den Dichter Giovanni Battista Zappi äußert sich Baretti: „il Zappi, il mio lezioso, il mio galante, il mio inzuccheratissimo Zappi è il poeta favorito di tutte le nobili damigelle, che si fanno sposare, che tutte lo leggono un mese prima e un mese dopo le nozze loro. Il nome dello Zappi galleggerà un gran tempo nel fiume di Lete, non s'affonderà sinchè non cessa in Italia il gusto della poesia eunuca. Oh cari quei suoi sonettini pargoletti, piccinnini, tutti pieni di amorini.“ Uebrigens sollen auch Baretti's Schwächen nicht umgangen werden. Seine Richtersprüche sind nicht allzeit frei von Einseitigkeit und leidenschaftlicher Eingegenommenheit. Ein bleibendes Verdienst erwarb er dadurch, daß er, wie unser Lessing, den französischen Einfluß in der Literatur bekämpfte und zuerst seine Landsleute auf Shakespeare aufmerksam machte.

V.

Lazzaro Spallanzani (1729—1799) stammte aus Modena, studirte die Naturwissenschaften, machte große Reisen, und hielt zuletzt in Pavia vor zahlreichen Zuhörern akademische Vorträge, wie er auch eine treffliche Sammlung mineralogischer Seltenheiten anlegte. Sein Hauptwerk hat den Titel: „Viaggi alle due Sicilie e in alcune parti degli Apennini.“

